

## REZENSIONEN

*Wihoda, Martin: První česká království [Die ersten böhmischen Königreiche].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2015, 440 S., ISBN 978-80-7422-278-8.

Das Kernthema seines neuesten Buches fasst Martin Wihoda am Ende seiner in Anlehnung an Ernst H. Kantorowicz mit dem Titel „Dvě těla krále“ (Die zwei Körper des Königs) überschriebenen Einleitung in einigen Fragen zusammen: Welcher Natur waren die ersten böhmischen Königreiche – selbstbewusst-charismatisch oder pragmatisch-titular? Und falls die zweite Variante zutrifft: Warum fanden sich die Přemysliden mit einer untergeordneten Stellung ab? Mussten sie sich möglicherweise eingestehen, dass die Gesellschaft, also die adelige und geistliche Machtelite, mehrheitlich Werte vertrat, die mit der Idee eines sakralisierten Königreichs nicht vereinbar waren – und dass damit die königliche Krone für die Přemysliden einen ausschließlich privaten Charakter haben würde?

Dies sind keine vollkommen neuen Fragen, ähnliche Themen wurden in den letzten Jahren nicht nur in der tschechischen, sondern verstärkt auch in der polnischen Mediävistik behandelt. Und natürlich beruhen sie im Kern auf Debatten über den sakralen Charakter des Königtums, die im deutschen Sprachraum eine langjährige Tradition besitzen. Man muss jedoch zugestehen, dass der deutsche mediävistische Diskurs (bis auf Ausnahmen) in dieser Hinsicht das böhmische Königreich unberücksichtigt ließ und dass in der traditionellen Interpretation nach wie vor ein eher staatsrechtliches Verständnis von den böhmischen Herrschern – egal ob Fürsten oder Könige – als Vasallen des römisch-deutschen Kaisers dominiert. Am weitesten hat sich bisher Gerd Althoff von dieser Sicht entfernt, der in seinen Analysen der rituellen Praktiken als Bestandteil der herrschaftlichen Machtrepräsentation auch auf einige Aspekte des böhmischen Milieus des 11. bis 13. Jahrhunderts hinwies. Dank der Kenntnis dieser heute überaus lebhaften Debatten ließ sich Wihoda weder zu einer rein anthropologischen noch zu einer verengten theologischen Deutung der Majestät des Königs verlocken und legt mit seinem Buch im Gegenteil eine sehr komplexe Interpretation der Entstehung des böhmischen Königreichs vor.

In der Forschung außergewöhnlich ist bereits die Verwendung des Plurals im Titel des Buches. Die an die přemyslidenischen Fürsten Vratislav, Vladislav und Přemysl Ottokar verliehenen Privilegien untersucht Wihoda nämlich separat unter Betonung ihrer zeitlichen Hintergründe. Natürlich tendiert er am Ende zu Verallgemeinerungen. Diese leitet er jedoch aus der Analyse der spezifischen sozialen und politischen Situationen ab, die zur Verleihung der Königswürde an die drei so unterschiedlichen Přemysliden führten.

Bei der Lektüre ist zudem zu beachten, dass der Verfasser an sein vorheriges Werk

„Zlatá bula sicilská“ (Die Sizilianische Goldene Bulle)<sup>1</sup> anknüpft. Ähnlich wie in „První česká království“ versuchte er auch dort in einigen Kapiteln die Natur des böhmischen Königreichs – in diesem Fall zu Beginn des 13. Jahrhunderts – zu bestimmen und herauszufinden, was der Begriff *regnum* im böhmischen und mährischen Milieu der damaligen Zeit bedeutete. Und schon in „Zlatá bula sicilská“ finden wir Antworten auf die Frage, warum zur Zeit Přemysl Ottokars I. die böhmischen politischen Repräsentanten die Erhebung des Fürstentums zum Königreich akzeptierten und in welcher Weise der Adel seine politische Stellung gegenüber dem König neu definierte. Falls nämlich der Leser in „První česká království“ eine ausführliche Analyse des Wandels der Beziehungen zwischen Herrscher und Adel in der Gegenüberstellung des böhmischen Königreichs des 11. und 12. Jahrhunderts mit dem des 13. Jahrhunderts vermissen sollte, bleibt ihm nichts anderes übrig, als nach „Zlatá bula sicilská“ zu greifen. Bei der parallelen Lektüre dieser beiden Bücher findet er, so denke ich, sehr klare Antworten auf seine Fragen. Denn das, was Wihoda in „První česká království“ für die Zeit Přemysl Ottokars I. vielleicht etwas verkürzt darstellt, erklärt und belegt er in „Zlatá bula sicilská“ prägnant.

Der gemeinsame Nenner von „Zlatá bula sicilská“ und „První česká království“ ist die Analyse des kollektiven Gedächtnisses. Während Wihoda in der ersten Publikation, die dem 13. Jahrhundert gewidmet ist, das bewusste Verdrängen des 1212 vom römisch-deutschen König Friedrich II. an Přemysl Ottokar I. verliehenen Privilegs betont, spiegelt sich in der zweiten, primär auf das 11. und 12. Jahrhundert ausgerichteten Arbeit die Problematik des kollektiven Gedächtnisses vor allem in der Analyse der Chronik von Cosmas wider. Denn Wihoda leitete viele seiner Antworten nicht allein aus dem Text des ersten großen böhmischen Chronisten ab, sondern auch aus dessen bewusstem Schweigen. Am markantesten kam dieser Aspekt in Cosmas' Verhältnis zum ersten böhmischen König Vratislav zum Ausdruck, und er fand auch in den folgenden Jahrhunderten in den Texten seiner Nachfolger Wiederhall. Chronikalische Werke bilden im Übrigen das Gerüst von Wihodas Deutung des böhmischen Frühmittelalters. In diesem Zusammenhang sehe ich den Gewinn seiner Arbeit darin, dass er die Unterschiede zwischen den Narrativen der einheimischen Beobachter und der fremden Chronisten betont, die die Ereignisse im Prager Tal (natürlich ebenfalls nicht unbefangen) von außen betrachteten. In dieser doppelten Perspektive scheint die konfliktbetonende Wahrnehmung der Beziehungen zwischen Herrscher und Adel zu verschwimmen. Wihoda ist sich jedoch dessen bewusst, dass alle damaligen Texte bis zu einem gewissen Grad von dem politisch motivierten literarischen Ringen zwischen Realität und Wirklichkeit beeinflusst sind. Auf jeden Fall ist immer wieder zu bedenken, dass das, was im römisch-deutschen Reich möglich war, in Böhmen nicht akzeptiert werden musste – und umgekehrt. Dasselbe gilt aber auch für die Verwendung des Begriffs *regnum* innerhalb und außerhalb der Grenzen des böhmischen Königreichs, da in Böhmen die Sakralisierung konkreter machtpolitischer Akte sehr langsam voranschritt. Noch im 12. Jahrhundert

---

<sup>1</sup> Wihoda, Martin: *Zlatá bula sicilská: Podivuhodný příběh ve vrstvách paměti* [Die Sizilianische Goldene Bulle. Eine wundersame Geschichte in den Schichten der Erinnerung]. Praha 2005.

konnten diese ohne den – im Westen schon eindeutigen – christlichen Charakter auskommen.

Angesichts des 2014 erschienenen Werks des polnischen Mediävisten Zbigniew Dalewski „Modelle dynastischer Herrschaft in Ostmitteleuropa im Frühmittelalter“<sup>2</sup> ist es beachtenswert, dass Wihoda in seiner Analyse der Natur des böhmischen Königreichs die Königswahl als Hoheitsakt machtpolitischer Repräsentation des böhmischen Adels betont und dagegen die sogenannte Senioratsordnung sowie ihre reale politische Anwendung ausblendet. Im Grunde lässt sich sagen, dass Wihoda die Bemühungen der přemysliden Herrscher um die Durchsetzung der Vererbbarkeit des Throns in einer engen fürstlichen familiären Linie (also vom Vater auf den Sohn) infrage stellt und die politische adelige Gemeinschaft in den Vordergrund rückt. Letzterer ist es bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts gelungen, alle diese Versuche im Ansatz zu ersticken. Den wichtigsten Grund für die geringe Bedeutung der königlichen Macht im böhmischen Milieu sieht Wihoda gerade im Einfluss der durch Verwandtschaft und gemeinsame Interessen miteinander eng verbundenen adeligen und geistlichen Eliten. Seiner Analyse zufolge lehnte der Adel die Übertragung des Modells der sakralisierten königlichen Macht auf die fürstliche Welt der Přemysliden deswegen ab, weil diese seinen eigenen politischen Einfluss – der vor allem (wenn auch nicht ausschließlich) in der Wahl des zukünftigen Herrschers durch Akklamation zum Ausdruck kam – deutlich geschmälert hätte.

Widersprechen sollte man meiner Meinung nach jedoch einer schon vor Jahren formulierten These Dušan Třeštíks, die Wihoda übernimmt und weiter ausbaut: dass nämlich die Beziehung zwischen dem Fürsten/Herrscher und dem Adel durch einen gewissen symbolischen Vertrag zwischen dem legendären Fürsten Přemysl und den böhmischen Anführern, die ihn auf den Thron berufen hatten, bedingt gewesen sei. Hier wird meines Erachtens vergessen, dass wir uns im Fall dieses „Vertrags“ ausschließlich auf der Ebene des von Cosmas geprägten kollektiven symbolischen Gedächtnisses bewegen. In der Realpolitik überschritt der einheimische Adel indessen die Grenzen dieses von Cosmas erdichteten und in seiner Schilderung den Eliten beinahe aufgezwungenen Vertrags. Ob das negative Verhältnis der politischen Eliten zur königlichen Majestät im böhmischen Milieu des 11./12. Jahrhunderts markanter als im polnischen war, lässt sich angesichts der begrenzten Aussagekraft der erhaltenen Quellen schwer sagen. Auf jeden Fall bringt die vergleichende Perspektive, die Wihoda an vielen Stellen einnimmt, die Forschung ein großes Stück voran. Dank seiner detaillierten Skizzen gewinnen wir einen viel besseren Einblick in die Natur des böhmischen Königreichs, das sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert in wesentlichen Zügen nicht nur vom römisch-deutschen, sondern auch vom polnischen unterschied. Durch einen Ausblick auf das 14. Jahrhundert mit der Betonung der Pflege der Tradition von Staditz – dem Ursprungsort der Přemysliden – seitens Karls IV. oder seiner Goldenen Bulle von 1356 werden diese Unterschiede noch unterstrichen. Zugleich kann Wihoda zumindest in Grundzügen zeigen, dass der Begriff reg-

---

<sup>2</sup> Dalewski, Zbigniew: *Modele władzy dynastycznej w Europie Środkowo-Wschodniej we wcześniejszym średniowieczu* [Modelle dynastischer Herrschaft in Ostmitteleuropa um Frühmittelalter]. Warszawa 2014.

num im böhmischen Milieu von Ende des 13. Jahrhunderts an tatsächlich einen sakralen Charakter gewann. Dieser war nun gänzlich mit dem westeuropäischen vergleichbar, auch wenn in ihm noch einige fürstliche Züge überdauerten oder bewusst wiederbelebt wurden, was sich etwa im Text der Krönungsordnung Karls IV. widerspiegelt.

Prag

Martin Nodl

*Žemlička, Josef: Království v pohybu. Kolonizace, města a stříbro v závěru přemyslovské epochy [Königreich in Bewegung. Kolonisierung, Städte und Silber am Ende der přemyslidischen Epoche].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2014, 672 S., ISBN 978-80-7422-333-4.

*Ders.: Do tří korun. Poslední rozmach Přemyslovců (1278-1301) [Bis zu drei Kronen. Die letzte Blütezeit der Přemysliden (1278-1301)].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2017, 592 S., ISBN 978-80-7422-566-6.

Nach den ersten beiden Bänden seiner Synthese der böhmischen Geschichte des 13. Jahrhunderts, „Die Anfänge des königlichen Böhmen“ und „Přemysl Otakar II.“,<sup>1</sup> in denen die Darstellung der politischen Geschichte dominiert, legt Josef Žemlička mit „Království v pohybu“ (Königreich in Bewegung) nun ein Werk vor, in dem er die damalige gesellschaftliche und wirtschaftliche Transformation konzeptuell unter klaren sachlichen Gesichtspunkten betrachtet. Seine Schilderung beherrschen zwei große Themen: die Kolonisierung und die Urbanisierung. Diese werden mit regionalen Mikrostudien untermauert, die sich mit Themen wie der Gründung neuer Dörfer nach deutschem Recht, der Umstellung älterer Gemeinden auf neue Rechtsgewohnheiten sowie der Verleihung von Stadtprivilegien an ältere Siedlungen oder – im Gegenteil – an Gemeinden, die „auf der grünen Wiese“ entstanden waren, befassen.

Die zentrale Rolle in Žemličkas Überlegungen zum böhmischen Mittelalter des 13. Jahrhunderts kommt dem Eigentum zu. Aus diesem Grund widmet er sich dem Wandel der Vermögensverhältnisse im Detail, bei denen er gerade im 13. Jahrhundert eine grundlegende Transformation beobachtet. Über diese These bzw. über die Entstehung des adeligen Besitzes, der königlichen Benefizien, landesherrlichen Ämter, Lehen und Dienstgüter wird seit mehr als zehn Jahren heftig diskutiert. Diese Kontroverse, die von Žemlička und Dušan Třeštík auf der einen, Libor Jan und anfangs auch Martin Wihoda auf der anderen Seite geführt wird, steht deutlich wahrnehmbar hinter „Království v pohybu“. Nach der Lektüre des Buches ist klar, dass sich Žemlička von den Argumenten seiner Kritiker nicht überzeugen ließ und seiner These von der „Privatisierung“ des fürstlichen Besitzes, zu dem es 13. Jahrhundert

<sup>1</sup> *Žemlička, Josef: Počátky Čech královských 1198-1253: Proměna státu a společnosti [Die Anfänge des königlichen Böhmen 1198-1253: Der Wandel von Staat und Gesellschaft].* Praha 2002; *Ders.: Přemysl Otakar II. Král na rozhraní věků [Přemysl Ottokar II. Ein König an der Grenze der Zeitalter]* Praha 2014.

gekommen sein soll, treu bleibt. Allerdings scheint mir, dass er – verglichen mit seinen älteren Werken – den Übergang des fürstlichen Besitzes in private Hände nun doch eher als einen langfristigen Prozess beschreibt, der nicht auf ein einziges, von Anfang an klar bestimmtes Ziel zusteuerte und unter dem Einfluss diverser Umstände – wie zum Beispiel dem Konflikt Wenzels I. mit seinem Sohn Přemysl Ottokar II. bzw. zwischen den politischen Eliten, die die jeweiligen Parteien unterstützten – auch die unterschiedlichsten Formen annahm.

Durchgesetzt haben sich in dem Prozess der „Privatisierung“ *Žemlička* zufolge sowohl diejenigen Geschlechter, deren Mitglieder schon im 12. Jahrhundert kleine Besitztümer hatten, als auch in den Quellen neu auftauchende Personen, die sich das damalige Unvermögen der Landesherren zunutze machten, das ganze Land als eine Art „fürstliches Dorf“ zu beherrschen. Aus dieser Perspektive betrachtet, wäre die Triebkraft des sozialen Wandels – für den er im Einklang mit der modernen historischen Sozialforschung den Begriff „Transformation“ verwendet – gerade jene „Privatisierung“ des fürstlichen Besitzes. So gerät *Žemlička* aber meiner Meinung nach in einen deutlichen Widerspruch zu seiner eigenen Behauptung, die meisten Transformationsprozesse seien bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Gang gesetzt worden – und zwar sowohl auf dem Lande als auch im protourbanen Milieu, wobei er hier die Kontinuität mit älteren Marktzentren betont.

Ein Vorzug von *Žemličky*s Arbeit ist zweifellos, dass er die Aktivitäten im Bereich der Kolonisierung, die Übernahme des Erbpachtrechts wie auch die Gründung der freien Städte in einem breiten europäischen Kontext betrachtet. Hier folgt er den Spuren der hervorragenden und in vielerlei Hinsicht bahnbrechenden Arbeit des Archäologen und Historikers Jan Klápště über den Wandel der böhmischen Länder im Mittelalter.<sup>2</sup> Genau wie Klápště ist sich auch *Žemlička* bewusst, dass alle seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in Böhmen und Mähren begonnenen Transformationsprozesse ihre westeuropäischen Wurzeln, in einigen Fällen geradezu Vorbilder besaßen. Wichtig ist dabei, dass diese Modelle bereits in ihrer ausgeprägten Form in das böhmische und mährische Milieu gelangten und ihre Funktionalität durch einige Generationen von Kolonisten und Lokatoren erprobt worden war. Hier betont *Žemlička* die Inspirationen, die aus Schlesien besonders nach Mähren gelangten, wo dank der Kolonisierungs- und Urbanisierungspolitik von Herzog Heinrich dem Bärtigen (die auf eine bis heute unerreichte Weise der polnische Historiker Benedikt Zientara beschrieben hat) der gesellschaftliche Wandel früher begann und vermutlich auch schneller verlief.

Die Überlegungen zur Bedeutung des Siedlungswandels und der Kolonisationsaktivitäten bereichert *Žemlička* um den Aspekt einer unsicheren Zukunftsinvestition. Die Gründung einer neuen Stadt oder eines neuen Dorfes versprach nämlich in der Anfangsphase nur geringe Erträge. Sowohl auf dem Land als auch in der Stadt wurde in der Regel bei einer solchen Lokation das Entrichten der regelmäßigen Steuer um 15 oder auch mehr Jahre aufgeschoben. Aufgrund des Fehlens relevanter Quellen wissen wir meist jedoch nicht, wie die Lage nach dem Ablauf dieser Frist

---

<sup>2</sup> *Klápště*, Jan: *Proměna českých zemí ve středověku* [Der Wandel der böhmischen Länder im Mittelalter]. Praha 2005.

aussah. Mit anderen Worten: Es unklar, ob die versprochenen Einkünfte nun den Besitzern der neuen Dörfer und Städte zuflossen und falls ja, wie hoch diese waren und wie sie die Struktur ihres gesamten Einkommens veränderten.

Auf jeden Fall lässt sich sagen, dass die Transformation des ländlichen Milieus nicht im 13. Jahrhundert Erfolge zeitigte, sondern in den meisten Fällen erst zu Beginn des folgenden Jahrhunderts. Erst zu dieser Zeit war es möglich, Profite zu erwirtschaften und mit regelmäßigen jährlichen Einnahmen zu rechnen, deren Höhe dann längere Zeit unverändert blieb. Angesichts der durch die Entdeckung des Silbererzes in Kuttenberg (Kutná Hora) bedingten Stabilität der Münze im böhmischen Königreich war die Unveränderlichkeit der Geldabgaben zunächst nicht von Nachteil. Zur Bildung neuer örtlicher Eliten aus den Reihen der Nachkommen, Verwandten oder Freunden der Lokatoren und Schultheißen kam es jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts.

Dies stärkte auch die Bedeutung und Macht der Selbstverwaltung der ländlichen Gemeinden. Deren Selbstständigkeit sieht Žemlička jedoch eher skeptisch. Diese Skepsis beruht bei ihm, so glaube ich, darauf, dass für ihn die Gründungszeit, als die Selbstverwaltung der ländlichen Gemeinden zweifellos sehr schwach bzw. gar nicht vorhanden war, das Prisma bildet. Für die Städte gilt dies doppelt, da die vom Verfasser belegte große Gründungswelle erst während der Regierungszeit Přemysl Ottokars II. begann. Die auch unter Přemysls Sohn weitergeführte massive Gründung neuer Städte besaß nämlich zunächst eher eine strategische als eine wirtschaftliche Relevanz.

Deswegen stellt sich die Frage, ob man über die Transformation nicht in einer viel längeren zeitlichen Perspektive sprechen sollte. Auch wenn der Höhepunkt der Kolonisierung und Urbanisierung zweifellos in das 13. Jahrhundert fiel, reichten ihre Wurzeln – wie Žemlička zeigt – sicher bis zum Ende des 12. Jahrhunderts zurück. Und hinsichtlich der Erträge und der potentiellen ökonomischen bzw. machtpolitischen Gewinne begann die Transformation erst am Ende des 13. bzw. zu Beginn des 14. Jahrhunderts voll zu wirken. Ebenso muss man immer wieder darauf hinweisen, dass in vielen ländlichen Gegenden auch noch im 14. Jahrhundert alte Rechtsgeohnheiten aus der Zeit vor der Kolonisierung nachklangen und dass der Übergang zu den neuen Erbpachtverhältnisse oft nach und nach geschah.

Es ist mir klar, dass eine solche Sicht die Vorstellung vom 13. Jahrhundert als Umbruchzeit zerstören würde. Doch begibt sich – vielleicht unbewusst – der Verfasser selbst auf diesen Weg, indem er die Kontinuität zwischen den Phänomenen der Transformation und der im 12. Jahrhundert begonnenen Prozesse betont. Welche Schwierigkeiten dieser Weg mit sich bringen wird, ist noch nicht abzusehen. Žemličkas synthetische Darstellung des 13. Jahrhunderts sollen zwei der Regierungszeit Wenzels II. gewidmete Bände abschließen, von denen der erste 2017 erschien. In dem Buch „Do tří korun. Poslední rozmach Přemyslovců (1278-1301)“ (Bis zu drei Kronen. Die letzte Blütezeit der Přemysliden (1278-1301)) betrachtet Žemlička die wirtschaftlichen und ökonomischen Aspekte erneut aus der Perspektive und Chronologie der politischen Ereignisse. Die 1280er Jahre bezeichnet er als „mühselig“, während er das darauffolgende Jahrzehnt als „vielversprechende Anfänge“ interpretiert. Erst zu dieser Zeit soll die frühere Prosperität wiederhergestellt worden sein,

deren Ausdruck die neue Urbanisierungswelle und schließlich die Münzreform gebildet hätten. Trotz dieser starken Thesen dominiert in dem Buch die Schilderung der politischen Geschichte, besonders der Machtexpansion Wenzels II. nach Schlesien und anschließend ins Krakauer Land, der Einflussnahmen des Königs auf die Reichspolitik und seines Versuchs, nach dem Aussterben der Arpadendynastie für seinen Sohn Wenzel III. das ungarische Königreich zu erwerben.

In „Bis zu drei Kronen“ findet man weder Mikrostudien zu den betreffenden ländlichen und städtischen Regionen noch Analysen des Strukturwandels des böhmischen und mährischen Adels. Eine Ausnahme bildet die detaillierte Behandlung des Aufstiegs und Falls der Witigonen/Rosenberger. Auch hier betont Žemlička jedoch vor allem den Machtkonflikt zwischen den Vertretern dieses Geschlechts und Přemysl Ottokar II. bzw. in einer weiteren Phase seinem Sohn Wenzel II. Wie er die Auswirkungen der großen Transformation bzw. der von ihm sogenannten „Privatisierung“ auf die sozialen Verhältnisse des späten 13. Jahrhunderts interpretieren wird, werden wir also erst im abschließenden fünften Band seiner synthetischen Darstellung des letzten Jahrhunderts der Přemysliden erfahren. Und darauf können wir uns freuen, da Žemlička auch in diesem Fall gezwungen sein wird, sich mit den Konzepten des mährischen Historikers Libor Jan auseinanderzusetzen, der seine Auffassung von der adeligen und urbanen Welt im zweiten Teil seiner umfangreichen Biografie Wenzels des II. dargelegt hat.<sup>3</sup> So wird die vor mehr als einem Jahrzehnt begonnene und in der gegenwärtigen tschechischen Mediävistik einzigartige Debatte ihren zweiten, sicher aber nicht letzten Akt erleben.

Prag

Martin Nodl

<sup>3</sup> Libor, Jan: Václav II. Král na stříbrném trůnu [Wenzel II. Der König auf dem silbernen Thron]. Praha 2015.

*Bárta, Stanislav: Zástavní listiny Zikmunda Lucemburského na církevní statky (1420-1437) [Pfandurkunden Sigismunds von Luxemburg für Kirchengüter (1420-1437)].*

Opera Facultatis Philosophicae Universitatis Masarykianae – Spisy Filozofické Fakulty Masarykovy Univerzity, Brno 2017, 302 S., 9 farb. Abb., ISBN 978-80-210-8459-9.

Die Verpfändungspolitik spätmittelalterlicher römisch-deutscher Könige ist spätestens seit Hans Planitz' Arbeit über das Grundpfandrecht von 1936 ein relevantes Thema in der Mittelalterforschung. Auch die tschechische Mediävistik hat sich mit ihm befasst, wobei Milan Moravec die Pfandpolitik Sigismunds, des letzten Repräsentanten des Hauses Luxemburg auf dem böhmischen Thron, eingehend analysiert hat.<sup>1</sup> Stanislav Bárta, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Historische Hilfswissenschaften an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brünn und darüber hinaus an der Außenstelle der Regesta Imperii in Brünn tätig,

<sup>1</sup> Moravec, Milan: Zástavy Zikmunda Lucemburského v českých zemích z let 1420-1437 [Die Verpfändungen Sigismunds von Luxemburg in den böhmischen Ländern in den Jahren 1420-1437]. In: Folia Historica Bohemica 9 (1985) 89-173.

legt nun eine Untersuchung zu den Pfandurkunden Sigismunds von Luxemburg vor. Ausgehend von einem – auf den ersten Blick – unscheinbaren Quellenfund, hat Bárta sein Dissertationsthema entwickelt und eine bemerkenswerte Monografie geschrieben.<sup>2</sup>

Zeitlich im Mittelpunkt stehen jene eineinhalb Jahrzehnte zwischen 1419 und 1436/37, die geprägt wurden durch die machtpolitischen, ökonomischen und konfessionell-kulturellen Folgen der hussitischen Revolution und die Bemühungen Sigismunds von Luxemburg, als ungarischer und römisch-deutscher König seine Herrschaft auch in den böhmischen Ländern durchzusetzen. Vor dem Hintergrund politischer Misserfolge und militärischer Katastrophen war dies kein einfaches Unterfangen. Der Luxemburger versuchte es unter Einsatz vielfältiger Instrumente, darunter seiner Verpfändungspolitik, zu realisieren. Bárta lotet genau aus, inwiefern die Verpfändungen von Kirchengut in Böhmen und Mähren als Mittel von Sigismunds Finanzpolitik zu werten sind und ob es sich hierbei um eine quantitative oder zugleich auch qualitative Wende handelte bzw. ob Sigismund an die Herrschaftspraktiken seines Vorgängers Wenzel IV. anknüpfte. Dafür nimmt er eine gründliche diplomatische Analyse aller überlieferter Pfandurkunden Sigismunds unter Einbeziehung der politischen und gesellschaftlichen Kontexte vor.

Dies geschieht in insgesamt neun Kapiteln, von denen insbesondere die Kapitel II-IV analytisch ertragreich sind. Nach einer präzisen Reflexion des Quellen- und Literaturbestandes richtet der Autor neue Fragen an ein altes Thema, wobei er vor allem eines macht: Er geht zurück ad fontes, was konkret bedeutet, dass er sowohl 44 lateinische Originalurkunden als auch Volltextkopien sowie in Frage kommende königliche Regesten der Jahre 1436/37 und darüber hinaus jene in zwei Prager Handschriften überlieferten Eintragungen der Revisionskommission von 1453/54 auswertet.<sup>3</sup> Daraus ergibt sich ein umfassendes Bild der Verpfändungen von Kirchengütern, die eines der entscheidenden Elemente im Prozess der Säkularisierung von Kirchenbesitz darstellten. Allein in den Jahren von 1419 bis 1421 fielen nach Ausbruch der hussitischen Revolution rund 90 Prozent der Kirchengüter der Beschlagnahme oder Zerstörung anheim. In der Folge wurde der bereits von Johannes Hus scharf kritisierte größte Grundbesitzer im Königreich Böhmen für einen längeren Zeitraum machtpolitisch neutralisiert.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Bárta hat zu dem Themenfeld schon einige Teilstudien vorgelegt. Vgl. zuletzt Bárta, Stanislav: A Financial Dimension of the Pledge Policy of King Sigismund of Luxemburg in Bohemia (1419-1420). In: Zaoral, Roman (Hg.): Money and Finance in Central Europe During the Later Middle Ages. Basingstoke 2016, 76-86.

<sup>3</sup> Die Revisionskommission verfolgte das Ziel, die königlichen Aufzeichnungen, insbesondere die Pfandurkunden, zu überprüfen und, soweit erforderlich, zu revidieren. Vgl. Beránek, Karel/Beránková, Věra: Zur Tätigkeit einer in den Jahren 1453-1454 zur Revision von Pfandurkunden in Böhmen eingesetzten Kommission. In: Folia Diplomatica 2 (1976) 187-197.

<sup>4</sup> Exemplarisch hierzu Čechura, Jaroslav: Die Säkularisation der kirchlichen Güter im hussitischen Böhmen und Sigismund von Luxemburg. In: Macek, Josef/Marosi, Ernő/Seibt, Ferdinand (Hgg.): Sigismund von Luxemburg. Kaiser und König in Mitteleuropa 1387-1437. Beiträge zur Herrschaft Kaiser Sigismunds und der europäischen Geschichte um 1400. Münster 1994, 121-131.



Ausgehend davon, dass Verpfändungen von Gütern, Ämtern, Einnahmen und Rechten ein wesentliches Institut der römisch-deutschen Könige im Spätmittelalter darstellten und sich damit auch als Teil des persönlichen „Herrschaftsstils“ eines Monarchen charakterisieren lassen,<sup>5</sup> zeigt Bárta auf, wie Sigismund Verpfändungen von Kirchengütern in den Jahren von 1420 bis 1422 zur Satisfaktion seiner adeligen Gläubiger und zur Absicherung der Loyalität des konfessionell gespaltenen böhmischen Adels zu nutzen suchte. Diese Vorgehensweise, die auch vor dem Hintergrund der kostenintensiven antihussitischen Kreuzzüge zu sehen sind, stellte insofern ein Unikum dar, als sie lediglich in Böhmen und Mähren anzutreffen ist.

Über die Feinanalyse seiner Quellen gelangt Bárta zu der Feststellung, dass die Ausstellung von Pfandurkunden durch Sigismund ihren Anfang mit 20 Verpfändungsdiplomen aus dem Oktober 1420 im Zusammenhang mit der hussitischen Belagerung des Vyšehrad nahm. Bereits an der Jahreswende 1420/21 erreichte die Verpfändungspolitik des Luxemburgers ihren Kulminationspunkt. Dies geschah also zu einem Zeitpunkt, zu dem Sigismund nicht mit Einnahmen aus böhmischen Klöstern rechnen durfte, da er zwar der gekrönte, jedoch nicht der allgemein anerkannte böhmische König war. Doch hatte er ausstehende Schulden bei seinen böhmischen Verbündeten zu begleichen und musste militärische Unterstützung durch den böhmischen Adel einfordern.

Eine Wende bei der Verpfändung von Kirchengütern in Böhmen und Mähren leitete der Nürnberger Reichstag im Spätsommer 1422 ein, auf dem die Vorbereitungen auf den dritten antihussitischen Kreuzzug einen zentralen Punkt der Agenda bildeten. Für Sigismund ging es in diesem Kontext darum, die kirchlichen Repräsentanten zu beruhigen und einzubinden. Mit Blick auf die bisherigen Konfiskationen kirchlicher Güter mussten die Ratgeber des Königs dabei zugeben, dass der Akt der Entfremdung von Kirchengut aus kanonischer und römisch-rechtlicher Sicht nicht zu begründen war, sich diese bisher gehandhabte Praxis folglich im Gegensatz zu geltenden Rechtsnormen befand. In der Folge wurden zahlreiche Verpfändungen kirchlicher Besitzungen rückgängig gemacht. 17 derartige Widerrufe sind bislang bekannt, sie betreffen unter anderem die Monasterien Kladrau (Kladruhy), Chotieschau (Chotěšov) und Goldenkron (Zlatá Koruna). Die Klöster erlangten nunmehr – wengleich in eingeschränkter Weise und den jeweiligen lokalen machtpolitischen Verhältnissen angepasst – ihre Besitzhoheit zurück. In der Praxis hielten aber viele (weltliche) Pfandherren Kirchengüter bereits in festen Händen, wie Bárta dies exemplarisch für das Kloster Opatowitz (Opatovice) zeigt.

Erst am Ende der Regierungszeit Sigismunds in Böhmen griff der nunmehr anerkannte Landesherr, wenn auch in geringerem Umfang und seine neue Stellung ausnützend, noch einmal auf das Instrument der Verpfändung von Kirchengütern zurück. Anhand der quellenmäßig gut erfassbaren Klöster Chotieschau und Königsaal/Zbraslav, die beide in vorrevolutionärer Zeit zu den wirtschaftlich stärks-

---

<sup>5</sup> Vgl. hierzu *Bauch, Martin/Burkhardt, Julia/Gaudek, Tomáš/Žůrek, Václav* (Hgg.): *Heilige, Helden, Wüteriche. Herrschaftsstile der Luxemburger (1308-1437)*. Köln, Weimar, Wien 2017 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, *Regesta Imperii* 41).

ten Konventen in Böhmen gezählt und daher hohe Steuern gezahlt hatten, zeichnet der Autor ein plastisches Bild der Verpfändungen von Kirchengütern (Kap. IV). Kapitel VII bietet zudem auf gut 100 Seiten einen nicht allein für die hussitologische Forschung aufschlussreichen, 414 Nummern umfassenden – chronologisch aufgebauten – Katalog der Pfandurkunden Sigismunds, der über Empfänger, Pfandsumme, verpfändete Güter und den Grund für die Verpfändung, die Form der Überlieferung (Original, Kopie, Regest, Fälschung, Deposita) sowie die jeweilige Edition der Urkunde im Betrachtungszeitraum Auskunft erteilt. Darüber hinaus vergleicht Bárta exemplarisch ausgewählte Formular-Teile der ältesten Pfandurkunden Sigismunds für Kirchengüter hinsichtlich ihres Aufbaus.

Von großer Relevanz ist des Weiteren die Übersicht über die 17 Urkunden Sigismunds vom 23. August 1422, mit denen dieser die Verpfändungen böhmischer und mährischer Kirchengüter in Nürnberg rückgängig machte. Schließlich werden sechs lateinische und deutsche Pfandurkunden im Volltext präsentiert. Eine Grafik zur nach Jahren geordneten Häufigkeit der Verpfändungen für die Jahre zwischen 1420 und 1437, farbige Abbildungen einzelner Urkunden sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis bzw. ein Namens- und Ortsregister beschließen Bártas Monografie, die die innovative Leistungsfähigkeit der tschechischen Mediävistik wieder einmal anschaulich verdeutlicht.

Leipzig

Thomas Krzenek

Černá, Alena M./Šmahel, František (Hgg.): *Nejstarší městská kniha tábořská z let 1432-1452* [Das älteste Taborer Stadtbuch aus den Jahren 1432-1452].

Filozofia, Praha 2017, 323 S., 16 farb. Abb., 1 CD (Archiv český XLII), ISBN 978-80-7007-497-8.

Das hier erstmals edierte Taborer Stadtbuch aus den Jahren von 1432 bis 1452 ist der hussitischen Mediävistik spätestens seit der zweibändigen Geschichte Tábořs in der revolutionären Hussitenbewegung von Josef Macek aus den frühen 1950er Jahren partiell bekannt.<sup>1</sup> František Šmahel hat diese Quelle für Teilstudien<sup>2</sup> und darauf aufbauend für den zweiten Band seiner Geschichte Tábořs in der Zeit der Stadtrepublik zwischen 1434 und 1452 ausgiebig genutzt. Das älteste Stadtbuch legt mit den zahlreichen Markteinträgen und dokumentierten Hausverkäufen ein beredtes Zeugnis von der Mobilität und den instabilen Verhältnissen ab, die in den 1440er Jahren in der Stadt herrschten. Táboř gehörte damals mit etwa 3000 Einwohnern zu den mittelgroßen königlichen Städten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Macek, Josef: *Táboř v husitském revolučním hnutí* [Táboř in der hussitischen revolutionären Bewegung]. Bd. 1. Praha 1952, insbesondere Kap. VI zur gesellschaftlichen Struktur Tábořs 1420-1452 und Anlage III zum Verzeichnis der Einwohner und ihrer Berufe auf der Grundlage des ältesten Taborer Stadtbuches.

<sup>2</sup> Exemplarisch hierzu Šmahel, František: *Základy města. Táboř 1432-1452* [Die Grundlagen der Stadt. Táboř 1432-1452]. In: *Husitský Táboř* 5 (1982) 7-134.

<sup>3</sup> Ders.: *Dějiny Tábořa do roku 1452*. I. díl, 2. svazek: 1422-1452 [Geschichte Tábořs bis zum Jahre 1452. 1. Teil, Bd. 2: 1422-1452]. České Budějovice 1990, 572.

Neben Šmahel zeichnet die Linguistin und Bohemistin Alena M. Černá für die vorliegende Edition verantwortlich. Diese erscheint im Rahmen der 1840 von František Palacký begründeten und bis 1944 fortgeführten Quellenedition zur böhmischen Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, die Šmahel nach 1989 wiederaufgenommen hat. Mit Band 42 ist nun ein Werk hinzukommen, dessen Bedeutung weit über die Lokal- und Regionalgeschichte hinausreicht.

Die Aufzeichnungen des Stadtbuches setzen erst ein, nachdem sich die revolutionäre und anfangs egalitäre Hochburg des südböhmischen Hussitentums binnen ein- einhalb Dekaden zur städtisch-bürgerlichen Kommune gewandelt hatte. Das war fünf Jahre bevor der nunmehr unumschränkte Landesherr Sigismund von Luxemburg, der einst von den Taboriten in die Nähe des Antichristen gerückt worden war, Tabor in den Rang einer königlichen Stadt erhob und ihr die damit verbundenen Rechte und Privilegien verlieh.

Der Edition vorangestellt ist eine gut 40-seitige Einführung, die die Überlieferungsgeschichte der Quelle – oder besser deren Wiederentdeckung – im 19. Jahrhundert beschreibt. Der Pfarrer und Patriot Antonín Krejčí (1812-1872) erwarb um 1850 das 29,7 mal 11 Zentimeter große und 122 Folia in zehn Lagen umfassende Marktbuch von einer Budweiser Krämerin. 1868 vermittelte der Archivar und Historiker Karel Jaromír Erben (1811-1870), der die Bedeutung des Fundes rasch erkannte, dessen Überführung an das Prager Museum des Königreichs Böhmen (heute Nationalmuseum), wo es bis 1967 aufbewahrt wurde, um nachfolgend wieder die „Heimreise“ anzutreten.<sup>4</sup> Heute gehört es unbestritten zu den Schätzen des Staatlichen Bezirksarchivs Tábor.

Was unter dem Stadt- oder Marktbuch zu verstehen ist, macht bereits der Titel auf der Vordertafel deutlich: „Registra gruntovní města Hradiště hory Tábor 1432-1450“. Es handelt sich also um ein Grundbuch, aus dem sich – bei insgesamt neun namentlich feststellbaren Schreibern (S. XIX)<sup>5</sup> in ihrem jeweiligen Wirkungszeitraum (S. XVIII) – zwölf mit Namen bekannte Richter ermitteln lassen. Fünf von ihnen bekleideten dieses Amt, dessen Anfänge in Tábor im Verborgenen bleiben, zwischen 1432 und 1450 mehrfach. Der Funktion und den Kompetenzen dieser Richter sowie dem Charakter der Rechtseintragungen sind eigenständige Unterkapitel gewidmet. Deutlich wird vor allem, dass die Taborer Richter dem Rat unterstanden, wobei sie als Vollstrecker des Willens der Gemeindeverwaltung erscheinen und zugleich als deren untergeordnete Instanz in Eigentums- und Verwaltungsangelegenheiten. Den rechtlichen Inhalt der Eintragungen füllen Hausverkäufe sowie Einträge zu Erbschaften und „Burgrechts-“Angelegenheiten. Hinzu kommen in diesem Kontext die Hinterlegung von Geldsummen und die Bezeugung der Rechtschaffenheit (člověčenství) hier agierender Personen. Aus all dem geht hervor,

<sup>4</sup> Vgl. auch *Kořalka, Jiří/Tecl, Rudolf*: Historické osudy tábořské městské knihy [Das historische Schicksal des Taborer Stadtbuches]. In: *Hustitský Tábor* 1 (1978) 45-77.

<sup>5</sup> Die Namen hat bereits *Vojtíšek, Václav*: Na Táboře v letech 1432-1450 [In Tabor in den Jahren 1432-1450]. In: *Ders.: Výbor rozprav a studií* [Auswahl von Abhandlungen und Studien]. Praha 1953, 273-289, hier 287, Anm. 28, ermittelt, zum Teil jedoch zeitlich falsch zugeordnet.

dass in Tábor im Verlauf von nicht einmal 19 Jahren 505 Häuser ihren Besitzer wechselten, manche von ihnen mehrere Male. Als Verkäufer tauchen Männer wie Frauen auf, aufschlussreich ist zudem, dass oft die Berufe der Beteiligten genannt werden.

Mit Blick auf unterschiedliche Erbschafts- und „Burgrechts“-Angelegenheiten erscheinen im Stadtbuch immerhin 33 Dörfer, die zugleich herrschaftliche Besitzwechsel im regionalen Machtgefüge erkennen lassen (S. XXVIII-XXIX) und die namentlich aufgeführt werden. Sie lassen ein mit unterschiedlichen Besitzrechten ausgestattetes verbürgerlichtes Gemeinwesen erkennen. Ferner geht die Einleitung auf lokale Namen und Bezeichnungen sowie sprachliche Aspekte ein. Denn gerade hier bietet die Quelle ein verlässliches Bild des geschriebenen Tschechisch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das nicht allein im Táborer Stadtbuch überwog, sondern landesweit (etwa in Chroniken oder Testamenten) als Ausdruck eines sprachnationalen Emanzipationsprozesses gedeutet werden muss.

Der umfangreiche Apparat, der unter anderem ein Wörterbuch zeitgenössischer Termini (S. 225-231) sowie ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister bietet, ist der Bedeutung der Quelle angemessen. Zweifellos wird ein weitgefächerter Nutzerkreis von der vorbildlichen Edition profitieren: Jedem, der sich mit der hussitisch bzw. nachhussitisch geprägten Sozialstruktur des spätmittelalterlichen Tábor beschäftigen möchte, ist es ein zuverlässiges Hilfsmittel. Aber auch der komparativen Stadtgeschichtsforschung wird es gute Dienste leisten. Die Bedeutung der Quelle und der Edition ist also vielfältig und geht weit über die Hussitologie hinaus.

Leipzig

Thomas Krzenek

*Mojžíšová, Olga/Pospišil, Milan (Hgg.): Bedřich Smetana: Korespondence/Correspondence I (1840-1862).*

KLP & Národní muzeum, Praha 2016, 326 S. (Apparat) + 520 S. (Briefteil) + 45 Abb., (Smetaniana I) ISBN 978-80-87773-30-7 (KLP), 978-80-7036-475-8 (Národní muzeum).

Bedřich Smetana, der, wie er brieflich vermerkt „in der Mechanik ein Liszt, in der Composition Mozart“ (S. 295) zu werden hoffte, wird als der tschechische Nationalkomponist angesehen, als Begründer der tschechischen Tonkunst. Nicht nur seine Oper „Libuše“ (Libussa), die den böhmischen Staatsgründungsmythos aufgreift und mit der das Národní divadlo (Nationaltheater) 1883 feierlich eröffnet wurde, gilt als prägnante Manifestation tschechischer kultureller Eigenständigkeit. Auch dem Zyklus „Má vlast“ (Mein Vaterland) wird nachgesagt, die tschechische Mentalität widerzuspiegeln. Bis heute erklingt er bei der Eröffnung des bedeutendsten tschechischen Musikfestivals, des „Prager Frühlings“. Es ist daher allemal zu begrüßen, dass nach diversen Anläufen nun endlich eine kritische Ausgabe auch der Korrespondenz Smetanas vorgelegt wird.

Diese Korrespondenz erfolgte in den ersten 20 Jahren vorwiegend in deutscher Sprache, was nicht untypisch war für eine Zeit, in der das höhere Schulwesen in den böhmischen Ländern noch weitgehend deutsch geprägt war. Das erste tschechische Gymnasium eröffnete erst 1862 in Tabor. Für die tschechische Nationalbewegung und ihr wirkungsmächtiges Narrativ der tschechischen Vergangenheit als einer Geschichte der Germanisierung und des Kampfes dagegen (S. 239) bildete die Tatsache,

dass Smetana deutsch schrieb, allerdings eine Herausforderung. Dies lässt sich gerade an einem dem integralen Nationalismus verpflichteten Intellektuellen wie dem Musikwissenschaftler und späteren Stalinisten Zdeněk Nejedlý und dessen Arbeit am Konstrukt „Nationalkomponist Smetana“ deutlich erkennen.

Die Edition der Briefe erfolgt in chronologischer Reihenfolge und in der jeweiligen Originalsprache. Begonnen wurde mit dem Projekt im Jahr 2014, geplant sind insgesamt sechs Bände. Der umfangreiche und informative Apparat bietet zunächst eine Übersicht der Briefveröffentlichungen, informiert über den Zustand der Quellen und skizziert die Editions-geschichte und die Quellenbasis. Ein erster früher Versuch einer Brief-Edition datiert auf das Jahr 1919, als der „Verein für den Bau des Bedřich Smetana-Denkmal“ (1931 in „Bedřich Smetana-Gesellschaft“ umbenannt) die Idee einer Gesamtausgabe vorstellte.

Aus sprachhistorischer Perspektive bildet Smetanas Korrespondenz den Prozess ab, der sich in den böhmischen Ländern ab Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog: War anfangs noch die Diglossie charakteristisch, kam es allmählich zu einem Wandel des Prestiges der beiden Landessprachen und daraufhin zu einem Rückgang bilingualer Kompetenzen. Ab 1880 war Tschechisch bereits neben dem Deutschen als äußere Amtssprache bei den Behörden gleichgestellt. Allerdings führte die starke Tendenz zur Monoglossie zu einer Ablehnung von Formen der Mehrsprachigkeit (S. 237), ein national codiertes Ideal von Monolingualität setzte sich durch. Eine zum Teil strikte wechselseitige Abgrenzung war die Folge wie im 1862 gegründeten ‚Verein der tschechischen Schriftsteller Svatobor‘, [...] welcher die deutsch oder ‚nicht richtig‘ tschechisch schreibenden Autoren aus seiner Literaturbetrachtung und Förderung verbannte“. (S. 238)

Thematisch dreht sich Smetanas Korrespondenz in den ersten Jahrzehnten um familiäre Angelegenheiten und Tragödien wie den Tod der ersten Frau, um die desolante finanzielle Situation und den Zwang, eine Position im weit entfernten Göteborg anzunehmen. Und wird auch gegenüber Liszt am 10. April 1857 vermeldet, er sei in Göteborg materiell „wohl um vieles besser placirt als in Prag“ (S. 91), und von Erfolgen berichtet, „welche ich in Prag nie erreicht hätte“ (S. 92), so schimmert zwischen den Zeilen das Heimweh nach Böhmen immer wieder durch. Man erfährt aus der Korrespondenz über das Publikationsverhalten und die Stellung von Musikern, hier sei vor allem die ungeschminkte Darstellung der schwierigen Situation freiberuflich wirkender Musiker in Amerika erwähnt, von der Otto Emanuel Melichar am 4. Dezember 1849 aus New York berichtet (S. 41-47). Geschildert wird ferner die Aufnahme durch das Publikum, werden erfolgreiche (in Schweden 1862) und weniger erfolgreiche (im Rheinland und in Holland 1860/61) Tourneen. Der Briefwechsel liefert somit zahlreiche Hinweise auf die soziale Stellung des Musikers um die Mitte des 19. Jahrhunderts und auf das sich herausbildende System des Konzertwesens.

Smetana verzichtete in seinen Briefen aber weitgehend auf Stellungnahmen zu politischen Ereignissen. Es gibt keine Äußerungen zur Revolution von 1848/49 und auch das Ende des Neoabsolutismus mit den Niederlagen Habsburgs in Italien bleibt ausgeblendet. Bestenfalls enthält die frühe Korrespondenz lokalpatriotische Sentenzen. So legt Smetana seiner Frau am 30. Oktober 1861 in einem Schreiben aus

Leipzig dar: „Dieses Ausland, ob nun Deutschland oder Schweden oder Holland ist mir sehr zuwider ohne es beleidigen zu wollen; aber bei uns ist nun einmal ‚bei uns‘, und für meine Person am Besten“ (S. 287 f.).

Gleichwohl lassen sich Anzeichen erster nationaler Konflikte in Böhmen finden. So berichtet Bettina Smetana von einer ethnisch aufgeladenen Auseinandersetzung in Prag (18. November 1861, S. 308), während ihr Smetana am 23. August 1862 seine Teilnahme an einer nationalen Feier zu Ehren Karel Havlíčeks in dessen Geburtsort Borová schildert, der, wie er vermerkt, größten nationalen Manifestation unter Absingen der späteren Nationalhymne, „des ‚Kde domov můj‘ [Wo ist meine Heimat] und Böllerschüssen“ (S. 403).

Smetanas Briefe können als Grundlage für eine dichte Beschreibung dienen, mit deren Hilfe sich die Sprachbiografie des Komponisten rekonstruieren lässt, da sich in ihnen der Wandel der sprachlichen Situation in den böhmischen Ländern abbildet. So belegt Smetanas Sprachwahl in der frühen Korrespondenz eindrücklich die Dominanz des Deutschen, die wiederum mit dem wachsenden Prestige des Tschechischen kollidiert und zu einer Verschiebung in der Korrespondenz selbst führt. Als Einschnitt ist das Jahr 1862 nach Smetanas Rückkehr aus Schweden zu nennen. Der sich hier bereits andeutende Sprachwechsel zum Tschechischen kann sowohl als Beleg für sein Nationalbewusstsein als auch für die Anpassung an das gewachsene Prestige des Tschechischen dienen (S. 240). Auffällig ist dabei, dass Smetana beide Sprachen relativ konsequent separierte, so findet man in den Briefen so gut wie keine hybriden Formen (S. 291).

Smetanas Umorientierung auf die nationale Agenda erfolgte während des ausklingenden Neoabsolutismus 1859 und im Kontext der sich damit eröffnenden Perspektiven für die nationalkulturellen Bewegungen. Dies wird deutlich in der Reaktion auf einen Brief seines Schülers Ludevít Procházka in tschechischer Sprache, in dem es um die Einrichtung „von Chören und Quartetten für Männergesang in tschechischer Sprache“ (S. 202) ging. Smetana antwortete am 11. März 1860 ebenfalls auf Tschechisch und bekannte sich „explizit zu seinem Tschechentum“ (S. 255), wobei er sich zugleich für sein nicht fehlerfreies Schreiben entschuldigte. Man kann hier tatsächlich eine Weichenstellung erkennen, die den Weg zum späteren Nationalkomponisten eröffnete.

Nach seiner Rückkehr aus Schweden übernahm Smetana die Leitung der Sektion Musik in der „Umělecká beseda“ (Künstlerischer Verein, siehe den Brief vom 5. November 1862 an Isaac Philip Valentin in Göteborg) und wurde Chorleiter im „Hlahol“ (Der Klang, 1863). 1866 übernahm er zudem die Opernsparte im „Interimstheater“ und beteiligte sich dann 1868 an der Grundsteinlegung für das Nationaltheater. Von diesem Engagement für die Nationalkultur zeugten schon die Briefe der frühen 1860er Jahre, so am 16. Juni 1862 an Isaac Philip Valentin in Göteborg, in dem Smetana von seinem Einsatz für ein eigenständiges tschechisches Theater in Prag berichtet: „Erst von der Zeit an, als beide Theater als abgesonderte selbstständige Theater fungieren werden, beginnt eigentlich das tschechische seine neue Ära, die der deutschen vollkommen gleich sein soll.“ (S. 389) Bereits in dieser Zeit wurde eine Verknüpfung von Musik und Politik deutlich, die dann in der folgenden Korrespondenz eine immer wichtigere und schließlich zentrale Rolle einnehmen sollte.

Der vorzüglich edierte erste Band der Brief-Edition darf als gelungen bezeichnet werden. Er entspricht den philologischen Standards und sichert mit Übersetzungen ins Tschechische und Englische sowie den kontextualisierenden, einführenden Essays den Zugang für eine breite Leserschaft und wird nicht nur der Smetana-Forschung neue Impulse vermitteln. Man darf sich uneingeschränkt auf den Fortgang dieser Edition freuen.

Jena/Weimar

Steffen Höhne

*Raptis, Konstantinos: Die Grafen Harrach und ihre Welt 1884-1945.*

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2017, 373 S., Abb., 1 Karte, ISBN 978-3-205-77778-6.

Die dem Uradel angehörenden Grafen Harrach zählten zu den bedeutendsten Adelsgeschlechtern der Habsburgermonarchie. Der griechische Historiker Konstantinos Raptis fasst ihre große Vergangenheit auf zwölf Seiten zusammen. Seine eigentliche Darstellung beginnt mit dem Jahr 1884. Damals starb das Oberhaupt der jüngeren (Brucker) Linie des mediatisierten reichsgräflichen – mithin dem Hochadel zugehörigen – Hauses Harrach, Franz Ernst (1799-1884). Nach dem Erlöschen der älteren (Rohrauer) Linie 1886 wurde das Haus Harrach unter Johann Nepomuk Franz (1828-1909) wiedervereinigt (Graf von Harrach zu Rohrau und Thannhausen). Die Darstellung schließt mit dem Jahr 1945, als die Enteignung und Vertreibung der Deutschen die jahrhundertelange Verbindung der Harrachs mit den böhmischen Ländern beendeten. Mit dem Tod Johann Harrachs steht das Jahr 1945 aber auch für eine familieninterne Zäsur.

Innerhalb dieses Zeitrahmens ist das Buch thematisch, nicht chronologisch gegliedert. Das mag angesichts der historischen Umwälzungen zunächst überraschen, doch das Ergebnis überzeugt. Auf eine umfangreiche Einleitung, die einen sehr guten Überblick über Quellen und Literatur bietet, folgen sieben Kapitel, die das Leben der Harrachs über drei Generationen schildern. Es geht um die Rolle der Familie, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, um die Gestaltung des Alltags, um das Wohnen und Reisen und das öffentliche Wirken der Harrachs.

In jedem Kapitel beweist der Autor seine hervorragende Quellenkenntnis. Er hat vor allem das Familienarchiv Harrach im Österreichischen Staatsarchiv benutzt, aber auch Archive in Tschechien berücksichtigt, wo sich die Vermögensbasis der Harrachs befand (Mährisches Landesarchiv in Brünn, Staatliches Regionalarchiv in Zámrsk). Raptis' Hauptinteresse galt der Korrespondenz, einbezogen wurden aber auch Wirtschaftsakten, um die Entwicklung der Vermögensverhältnisse des Hauses zu rekonstruieren. Zudem führte Raptis Gespräche mit Stephanie Harrach (1917-2011), der Witwe Johann Harrachs (1904-1945), mit dem damaligen Senior des Hauses Ernst Leonhard Harrach (1920-2012) sowie mit Ulrich Graf von und zu Arco-Zinneberg (geb. 1963), einem Freund der Familie.

Aus dieser breiten Quellenbasis ergeben sich tiefe Einblicke in die Lebensweise und den Alltag der Harrachs. Raptis schildert die Familienrituale, den Ablauf des Jahres mit seinen Festen, erfasst die Position der Familie in einer sich wandelnden Welt und die Beziehungen ihrer Angehörigen zu Personen gleichen Standes, zu Bürgerlichen und Angehörigen der Unterschichten. Zudem geht er auf Aspekte wie

Frömmigkeit und das karitative und mäzenatische Engagement ein, das für den Adel in der Monarchie große Bedeutung hatte. Besonders lesenswert ist das Kapitel über das Reisen, Aufenthalte in Kur- und Badeorten, das einen Beitrag zur Geschichte und Kultur des Reisens im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bildet, der auch für sich allein gelesen werden kann.

Hätte Raptis sich darauf beschränkt, die hochadelige Lebensweise zu erforschen, gäbe es gar keine kritischen Anmerkungen zu seinem Buch. Problematisch ist jedoch, dass seine Ambitionen weit darüber hinausgehen und es sein Ziel war, ein umfassendes Bild der Familie Harrach zu zeichnen. Aus diesem Anspruch ergeben sich gewisse Unzulänglichkeiten, denn nicht alle Themenfelder, die in eine solche Gesamtdarstellung gehören, wurden gleichermaßen gründlich bearbeitet.

So schneidet der Autor die politischen Aktivitäten der Familienmitglieder nur sehr kurz an, obwohl die Positionierung des Hochadels gegenüber den verschiedenen Nationalbewegungen ein wichtiges Thema darstellt. Vor allem Johann Nepomuk Franz Graf Harrach (1828-1909) hätte mehr Aufmerksamkeit verdient, da er zu den führenden Persönlichkeiten des tschechisch gesinnten Adels gehörte und sich politisch stark engagierte. Seine Unterstützung für die Tschechen in Wien und seine Verbindungen zum slowakischen Kulturverein „*Matica slovenská*“ hätte Raptis nicht übergehen sollen.

Ebenfalls bedauerlich ist, dass die Strategien der Harrachs in der Zeit der Bodenreform nicht genauer erfasst werden. Vermutlich hatten sie erheblichen Einfluss auf die politische Orientierung Otto Harrachs (1863-1935) und besonders dann seines Sohnes Johann Harrach (1904-1945). Ausführungen zu den Hintergründen der Bodenreform in der Tschechoslowakei und dazu, welche Auswirkungen diese auf die ökonomischen Verhältnisse der Harrachs hatte, fehlen ebenso wie die Frage danach, welche Folgen die Weltwirtschaftskrise für die industriellen Unternehmungen des Adelshauses hatte.

Um diese Themen zu erschließen – oder auch um ein plastisches Bild von politisch aktiven Mitgliedern der Familie wie Otto oder Johann Harrach zu zeichnen –, hätte Raptis mehr Quellen auswerten müssen. Ich denke hier etwa an die überwiegend kulturelle Angelegenheiten betreffende Korrespondenz zwischen Emil Hácha, dem (Staats-)Präsidenten der Tschecho-Slowakei und Präsidenten des „*Protektorats Böhmen und Mähren*“, und Johann Harrach (1904-1945) im Wiener Familienarchiv Harrach. Dieses Material hätte geholfen, die Frage zu beantworten, warum sich Johann Harrach von der protschechischen Tradition seiner Vorfahren ab- und dem Nationalsozialismus zuwandte.

Doch auch von den Quellenbeständen in Tschechien hat Raptis nur einen Teil erschlossen. Es fehlt das Familienarchiv Janowitz (Janovice, im Landesarchiv Troppau/Opava), eine genauere Auswertung des Familienarchivs Groß Meseritsch (Velké Meziříčí, im Mährischen Landesarchiv in Brünn), von dem der Autor nur die Korrespondenz verwendete, vor allem aber der Bestand „*Zentralverwaltung der Harrachs*“ im Staatlichen Regionalarchiv in Zámrsk, dessen Bedeutung für die Entwicklung des Familienbesitzes grundlegend ist. Unberücksichtigt blieben zudem die in Prager Archiven aufbewahrten Materialien zentraler tschechoslowakischer Institutionen (besonders wichtig die Bestände Staatliches Bodenamt und Landwirt-



schaftsministerium, beide im Nationalarchiv, und das Archiv der Kanzlei des Präsidenten der Republik), ebenso die für den Zeitraum von 1939 bis 1945 wichtigen Bestände der Zentralbehörden der deutschen Besatzungsmacht.

Um keinen falschen Eindruck aufkommen zu lassen: Die Arbeit von Konstantinos Raptis, die die erste umfassende Monografie zu dem Hochadelsgeschlecht der Harrachs von Ende des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts darstellt, liest sich mit Gewinn. Sie bietet wesentliche Informationen zur Alltags- und Kulturgeschichte der adeligen Eliten in jener Zeit. Die politische Geschichte tritt dahinter zurück. Es wäre zu begrüßen, wenn der Autor die politischen und wirtschaftlichen Aspekte der Familiengeschichte in einer weiteren Studie vertiefen würde.

Prag

Jan Županič

*Frankl, Michal/Szabó, Miloslav: Budování státu bez antisemitismu? Násilí, diskurz, loajalita a vznik Československa [Erbauen des Staates ohne Antisemitismus? Gewalt, Loyalitätsdiskurs und die Entstehung der Tschechoslowakei].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2015, 339 S., zahlreiche Abb., (Židé – Dějiny – Paměť 2) ISBN 978-80-7422-422-5.<sup>1</sup>

Unter der Titel-Trias „Juden – Geschichte – Erinnerung“ wurde in Prag vor wenigen Jahren eine Buchreihe zur jüdischen Geschichte und Kultur in den böhmischen Ländern und in Mitteleuropa eröffnet. Wie in den Klappentexten dieses vom Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik und dem Jüdischen Museum in Prag getragenen Unternehmens zu erfahren ist, „reagiert“ es auf einen „Mangel an in Tschechisch publizierten Qualitätsarbeiten“ und will zudem „weitere Forschung über die Juden in den böhmischen Ländern anregen (podnít) und methodisch inspirieren“. Die hier vorgestellte Monografie erschien Anfang 2016 als zweiter Band dieser Reihe. Erarbeitet wurde sie von einem tschechisch-slowakischen Autoren-Duo, zu dem sich mit Michal Frankl und Miloslav Szabó die ausgewiesenen Spezialisten für die Geschichte des Antisemitismus Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in Bezug auf dessen spezifische tschechische<sup>2</sup> und slowakische<sup>3</sup> Ausprägungen zusammengetan haben. Sie präsentieren die Ergebnisse eines gemeinsamen Projektes, das von der Grantová Agentura České republiky, der tschechischen Forschungsförderungsagentur, unterstützt wurde.

Anders als es das Mission Statement der Buchreihe erwarten lässt, zielen Szabó und Frankl – letzterer ist zugleich einer der Reihenherausgeber – mit ihrer Studie über Entstehung, Aufbau und Konsolidierung der Tschechoslowakei in den Jahren von 1917 bis 1923 nicht auf die Geschichte der Juden im Umfeld dieser Entwicklun-

<sup>1</sup> Der Autor dankt den Herausgebern der *Judaica Bohemiae* 52 (2017) H. 2, in der diese Rezension ursprünglich erschienen ist, für die Erlaubnis zur Publikation in der *Bohemia*.

<sup>2</sup> *Frankl, Michal*: „Emancipace od židů“. Český antisemitismus na konci 19. století [„Emancipation von den Juden“. Der tschechische Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts]. Praha, Litomyšl 2007.

<sup>3</sup> *Szabó, Miloslav*: Od slov k činom. Slovenské národné hnutie a antizemitizmus (1875-1922) [Von Worten zu Taten. Die Slowakische Nationalbewegung und der Antisemitismus (1875-1922)]. Bratislava 2014.

gen, sondern auf „die Rolle des Antisemitismus im tschechoslowakischen ‚Erbauen‘ eines Nationalstaates“ (S. 24). Mithin richtet sich die Suche nach einer Antwort auf die titelgebende Frage, ob es ein „Erbauen des Staates ohne Antisemitismus“ gegeben habe, zu allererst darauf, „die Spielarten und Funktionen von Antisemitismus in der Zeit dramatischen Wandels der politischen Struktur – von der Habsburgermonarchie zum Nationalstaat“ (S. 24) zu erfassen. Es geht den Autoren aber auch darum, „die Verschiebung zu zeigen, zu der es in den Jahren der Stabilisierung der Zwischenkriegs-Tschechoslowakei kam, als der Antisemitismus aus der tschechoslowakischen politischen Kultur sozusagen verbannt und zu einem Träger ‚staatsfeindlicher‘ Tendenzen erklärt wurde“ (S. 25). Gleichwohl machen sie klar, es sei ihre „Grundfrage“ nicht gewesen zu enthüllen, „warum der Antisemitismus in der Phase nach der Stabilisierung der Ersten Republik keine bedeutende Rolle spielte“, vielmehr wollen sie begreiflich machen, „auf welche Weise er hervorgerufen wurde und wie er mit den gesellschaftlichen Prozessen dieses dramatischen Zeitraumes zusammenhing“, verbunden mit der Frage, was dies mit der „weitreichenden Umstellung (přenastavení) von Loyalitäten zum Kriegsende und bei der Gründung des Nationalstaates“ zu tun hatte. Antisemitismus begreifen Frankl und Szabó als „dynamisches Phänomen, dessen Ausformung und Rolle sich schrittweise verändert“, und nicht als „statische, der tschechischen und slowakischen Gesellschaft, Gruppen oder Einzelpersonen eingeborene Erscheinung“ (S. 14).

In Bezug auf die Nutzung der Worte „Budování státu“ im Titel ihres Buches rechnen Frankl und Szabó sehr wohl damit, dass der „geneigte Leser“ (S. 14) an Ferdinand Peroutka und dessen zwischen 1933 und 1936 unter eben diesem Titel erstmals veröffentlichte Darstellung über die Aufbaujahre des tschechoslowakischen Staates denkt.<sup>4</sup> Und wenn man genauer hinblickt, fällt ins Auge, dass es Peroutkas „Budování státu“ auf 1814 Seiten brachte, ohne Antisemitismus explizit zu problematisieren. Wichtig aber ist der in Band I zu findende Hinweis, dass die Prager Regierung dem kurz zuvor feierlich in der Heimat als Präsident begrüßten T. G. Masaryk aus seinem Entwurf für die Neujahrsansprache 1919 jene „zwei Absätze“ gestrichen habe, in denen er (a) über eine „Amnestie für alle, die während des Krieges schlecht orientiert [waren] und aktivistisch für Österreich arbeiteten“, sprechen wollte und (b) „vor dem Antisemitismus warnte“. Peroutka kommentierte dies mit dem Satz: „Die Regierung glaubte nicht, dass es einer solchen gesonderten Warnung bedürfe.“<sup>5</sup>

Auch wenn Frankl und Szabó in ihrem „Budování státu bez antisemitismu?“ dies so nicht zitieren und lieber von einer „augenscheinlich nach dem Hörensagen reproduzierten Episode“ (S. 11) sprechen wollen, bringen sie Peroutka als Zeugen zur Bestätigung ihrer Grundthese über die Rolle des Antisemitismus während der Anfänge der Ersten Tschechoslowakischen Republik in Stellung. Danach wurde von Anfang an alles getan, um nicht „von der Tschechoslowakei das Bild eines Landes zu

<sup>4</sup> Mit finanzieller Unterstützung der Komerční banka (Kommerzbank) in vier Bänden neu aufgelegt als *Peroutka, Ferdinand: Budování státu* [Das Erbauen des Staates], I-IV. Praha 1991.

<sup>5</sup> *Peroutka: Budování státu* Bd. I, 302.

zeichnen mit antisemitischen Tendenzen, die unvereinbar sind mit einem demokratischen und prowestlichen Staat“. Wie erfolgreich das war, sei an den „historiografischen Reflexion des Antisemitismus“ abzulesen, denn hier herrsche die Wahrnehmung vor, es habe sich um ein „Übergangsphänomen“ gehandelt, das „mit dem Erbauen der tschechoslowakischen Demokratie nichts gemein hatte – eher im Gegenteil“. Diese Sicht zu widerlegen ist das zentrale Anliegen der beiden Autoren, das sie ihre gut 300 Seiten Text mit Belegen dafür füllen lässt, wie „sich der Antisemitismus an der Entstehung und Herausbildung einer neuen sozialen, kulturellen und politischen Ordnung beteiligte“, und nicht, „warum er letztlich in der tschechoslowakischen Politik der zwanziger Jahre erfolglos blieb“ (S. 11).

Der Band ist in drei Kapitel gegliedert, die, chronologisch mehr oder weniger aufeinander aufbauend, den Zeitraum von 1917 bis 1923 überspannen und räumlich auf die böhmischen Länder und die Slowakei ausgreifen. Untersuchungen zur Karpatenukraine ganz im Osten der Tschechoslowakei sollen später folgen (S. 25). Von Einleitung und Schlussbemerkungen gerahmt, werden die sparsam, aber eindrucksvoll mit zeitgenössischen Abbildungen illustrierten Ausführungen von Quellen- und Literaturverzeichnissen ergänzt und durch ein Personen- und ein Ortsregister gut erschließbar gemacht. Eine fremdsprachige Zusammenfassung gibt es nicht.

Kapitel I geht der Frage nach, ob die in der tschechischen und slowakischen Gesellschaft am Ende des Krieges und in der Zeit des Zerfalls der Monarchie virulent gewordene Gruppengewalt gegen den allgegenwärtigen Hunger oder gegen die Juden gerichtet war, fragt nach dem spezifischen Mischungsverhältnis von nationalem und sozialem Protest und setzt sich gleich am Anfang mit dem methodischen Problem auseinander, dass es „in der Praxis nicht einfach ist, klar zu bestimmen, welche Fälle von Gewalt explizit gegen die Juden als Mitglieder einer Gruppe gerichtet waren“ (S. 30), welche Rolle „antijüdische Ausdrücke und Emotionen“ (S. 31) spielten. Auf der Basis von Quellen aus lokalen Archiven werten Frankl und Szabó mit einer großen Fülle von oft ungeahnt drastischen Beispielen antijüdischer Aktionen von 1917 bis Mai 1919 in Mähren, Böhmen und der Slowakei auf, die sie als „Teil einer Welle antijüdischer Pogrome in großen Teilen Osteuropas“ (S. 48) betrachten. In Bezug auf die ‚Jüdische Frage‘ (Quellenbegriff; F.H.) in der Slowakei können die Autoren nachweisen, wie bedacht tschechoslowakische Regierungsstellen darauf waren, Nachrichten über antisemitische Ausschreitungen nicht ins Ausland dringen zu lassen, „wenigstens vor der definitiven Regelung der Friedenskonferenz über unseren Staat“ (S. 90).

Mit der Frage „Ausschluss aus der Nation?“ ist Kapitel II überschrieben. Hier halten Frankl und Szabó zum einen fest, dass die namentlich unter den Tschechen „weit verbreitete Vorstellung von Juden als einzigen ‚Österreichern‘, als einziger der Monarchie gegenüber bis zum Ende loyalen Gruppe sich in ihrem Schematismus eher einem Klischee annäherte“ (S. 104). Sodann berichten sie von öffentlichen Vorlesungen, die ab Frühjahr 1919 auf dem Prager Altstädter Ring über die ‚Jüdische Frage‘ abgehalten wurden, wo es um ‚Rassenunterschiede‘ ging und im September 1920 verlautete, Juden könne man „nicht als gleichwertige Leute betrachten, so wie man in Amerika die Neger (černochy) nicht für gleichwertig hält“ (S. 109). Eine solche exotisierende Externalisierung der Juden mit dem Ziel des Ausschlusses aus

einer künftigen nationalen Gemeinschaft der Tschechen (und Slowaken) war schon 1918 in Kreisen von tschechischen Biologen zu finden, die über „Rasse und Nation“ nachdachten, wie ein gewisser Jaroslav Kříženecký, der keinen Zweifel an folgender Aussage ließ: „Ein Jude kann niemals ein Tscheche sein, so wie ein Chinese niemals ein Tscheche werden kann“ (S. 127), und behauptete, „ein tschechischer Jude als Element des nationalen Lebens und Teil des nationalen Ganzen“, das sei „einfach eine biologische Absurdität“ (S. 128). In Künstlerkreisen, die sich Mitte 1918 um die Zeitschrift „Červen“ (Juni) gruppierten, tat man die Meinung kund, „die tschechische Nation, jeder von uns tschechischen Ariern, hat das heilige Recht auf antijüdische Gefühle“ (S. 133). Alle von Frankl und Szabó auch für Mähren – wo dem „Juden, der in allem seine Finger hat“ (S. 189), im Mai 1920 nach der Währungsreform vorgeworfen wurde, Falschgeld einzuführen – und für die Slowakei nachgewiesenen Ausschlussbemühungen – hier wurden Anfang 1920 keine Kinolizenzen mehr an Juden vergeben (S. 172) – belegen die Virulenz von antijüdischen Ressentiments in der damaligen tschechischen und slowakischen Gesellschaft.

Kapitel III hat keine Frage als Überschrift, sondern die Begriffe „Rasse und Revolution“. Hier blenden die Autoren zunächst weit in die Geschichte des Antisemitismus vor dem Ersten Weltkrieg zurück, verfolgen Einflusslinien nach Böhmen bis hin zur Übersetzung von Henry Fords vierbändiger Schrift „The International Jew“ (1920-1922) ins Tschechische im Jahre 1924 (S. 228). Aus der Slowakei, wo Vavro Šrobár als bevollmächtigter Minister die Prager Regierung repräsentierte, war in einem Schreiben an Präsident Masaryk sowie den Vorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses Chaim Weizmann mitgeteilt worden, wie man sich unter dem Eindruck der in unmittelbarer Nähe erlebten Ausrufung der Ungarischen Räterepublik (März 1919) den Juden gegenüber zu verhalten gedachte: „Internieren. Das ist gesetzlich. Die sind überall, ohne Ausnahme: Spione, Verbreiter von Alarmnachrichten; Terroristen gegen die Bevölkerung; sie schließen sich dem Bolschewismus an.“ (S. 233) Und um diesen so begründeten Internierungs-Plan umzusetzen, wurde im Sommer ein Internierungslager in Theresienstadt eingerichtet, in dem schließlich 2500 Personen aus der Slowakei einsaßen (S. 235). Dieses wohl wenig bekannte antijüdische Repressions-Kapitel und das ihm zu Grunde gelegte Argument vom „jüdischen Terror in Ungarn“ (S. 235) sind ebenso zu den empirischen Beiträgen der hier besprochenen Monografie zu zählen wie die vielen zusammengetragenen Belege für die antijüdischen Grundhaltungen und Äußerungen zeitgenössischer tschechischer Politiker, Philosophen, Botaniker, Illustratoren und Altphilologen (S. 252 ff.). Auch die an sich gut bekannte Affäre um den jüdischen Historiker Samuel Steinherz als Rektor der Deutschen Universität in Prag wird hier in einen breiteren Zusammenhang gestellt (S. 288).

Ihre Schlussbetrachtungen nutzen Frankl und Szabó dazu, den von ihnen an tschechischen und slowakischen Beispielen untersuchten Antisemitismus letztlich als einen Gegenstand darzustellen, der „als Projektionsfläche für die Rekonfiguration von Loyalitäten in der Mehrheitsgesellschaft“ zu analysieren sei (S. 301). Dem zuzustimmen, fällt nicht schwer. Gleiches gilt für die Feststellung, dass während des in diesem Buch behandelten Zeitraumes „die antisemitischen ‚Worte‘ wie auch die antisemitischen ‚Taten‘ bedeutende Verschiebungen durchliefen: von der Funktion

der nationalen Einigung und Konstruktion nationaler Einheit hin zu einem polarisierenden, politisch spalterischen Phänomen“ (S. 305). Am Ende ihrer Studie betonen Frankl und Szabó noch einmal, dass sich antijüdische Gewalt „nicht allein“ mit dem Verweis auf eine Krisensituation, wirtschaftliche Unzulänglichkeiten und ein zeitweiliges Machtvakuum begreifen lasse, sondern „mit dem eigentlichen ‚Erbauen‘ des Staates und seiner Konstruktion auf nationaler Grundlage zusammenhing“. Dann aber fügen sie hinzu, damit solle „nicht gesagt sein, dass der Antisemitismus ein unerlässlicher und allgegenwärtiger Bestandteil der tschechoslowakischen Staatlichkeit gewesen sei“ (S. 305). Wer damit beruhigt werden soll, bleibt reine Spekulation. Auch ohne diese relativierende Aussage sind Frankl und Szabó ihrem Anspruch, „unter Nutzung einer dem Standard nicht entsprechenden Periodisierung“ für die frühe tschechoslowakische Geschichte „einige alternative Interpretationen“ zur Diskussion zu stellen (S. 25), sehr nahe gekommen. Selbst nach intensiver Lektüre, die gleichermaßen notwendig und empfehlenswert ist, bleiben einige Fragen an die Autoren offen: (a) Warum sind sie anders als im Falle des von Zygmunt Baumann übernommenen Konzepts des Allosemismus auf den von ihnen selbst entwickelten und in der Einführung so starkgemachten Ansatz eines „populistischen Antisemitismus“ (S. 22) im Verlauf ihrer Ausführungen nicht zurück gekommen?; (b) warum haben sie sich entschieden, im Text alle slowakischen Quellen in tschechischer Übersetzung zu bringen, dies mit der Nichtrespektierung bzw. Unkenntnis des Schrift-Slowakischen bei den tschechoslowakischen Behörden zu begründen, und dann doch Faksimiles slowakischer Provenienz abzudrucken?; (c) warum finden sich im gesamten Text keine Querverbindungen zu antijüdischen Ressentiments, Worten und Taten auf (sudeten)deutscher Seite?; (d) was hat sie bewogen, ihre in mehrfacher Hinsicht verdienstvolle Studie in der hier eingangs erwähnten Buchreihe zu veröffentlichen, wird doch die Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern eigentlich nur indirekt behandelt.

Leipzig

Frank Hadler

*Davidová Glogarová, Jana / David, Jaroslav: Obrazy z cest do země Sovětů. České cestopisy do sovětského Ruska a Sovětského svazu 1917-1968 [Bilder von Reisen ins Land der Sowjets. Tschechische Reiseberichte aus Sowjetrußland und der Sowjetunion 1917-1968]*

Brno, Host 2017, 255 S., ISBN 978-80-7464-934-9.

Reiseberichte werden in der zeitgeschichtlichen Forschung zwar häufig in die Analyse einbezogen, selten jedoch bilden sie den zentralen Untersuchungsgegenstand. Jana Davidová Glogarová und Jaroslav David haben ausgehend von der, wie sie schreiben, für sie enttäuschenden Lektüre der bis heute als legendär geltenden Reportagen von Julius Fučík das hochpolitische Genre der Berichte über Reisen in die Sowjetunion in den Blick genommen. Sie befassen sich mit tschechischen Reisebeschreibungen aus den Jahren von 1917 bis 1968, wobei sie chronologisch vorgehen. Sie beginnen mit einer Definition des Reiseberichts und der Darstellung der einzelnen Phasen, in denen sich das tschechische Interesse am Ausland entwickelte.

Hier vermisst man allerdings die kolonialen Ambitionen der tschechischen Nation, die sowohl in tschechischen Heimatkundelehrbüchern (vor allem in Bezug auf die Länder des Ostens) als auch in Handbüchern zur Ansiedlung von Tschechen im Ausland eine Rolle spielten und bislang kaum erforscht sind.

Dafür, dass Berichte über Reisen in die UdSSR sich in der Zwischenkriegszeit großer Beliebtheit erfreuten, war die Exotik dieser Destination ausschlaggebend, rief das kommunistische Experiment doch sowohl Neugierde als auch Angst hervor. Bereits der Entschluss, in die junge Sowjetunion zu fahren, war ein politischer Akt. Wie stark die Faszination war, die von der Sowjetunion ausging, belegt auch das in vielen Texten geschilderte Überschreiten der sowjetischen Staatsgrenze, das als Moment erlebt wurde, in dem der Reisende symbolisch alles Alte hinter sich ließ.

In der Zwischenkriegszeit bildeten sich die Grundzüge des Sowjetmythos heraus, der den Diskurs der 1950er Jahre bestimmte. Er bestand aus einer Reihe von Topoi – darunter dem Motiv des neuen Raumes, der sich aus der sowjetischen Realität entwickle, dem des welthistorischen Vorsprungs der UdSSR sowie der Vorstellung, dass die UdSSR den Maßstab des Fortschritts bilde –, die zum untrennbaren Bestandteil der Sowjetisierung Ostmitteleuropas nach 1945 wurde. Als Beweis für die Richtigkeit und Überlegenheit des sozialistischen Weges wurden permanent die Rekorde der Sowjetunion aufgezählt, Leistungen gemessen und verglichen und zukünftige, noch atemberaubendere Großtaten angekündigt.

Für das Bild der Sowjetunion waren tschechische Intellektuelle wie Zdeněk Nejedlý, der in den 1930er Jahren die Zeitschrift „Praha-Moskva“ herausgab, aber auch die öffentliche Abwehr kritischer Stimmen wie André Gides ernüchterten. Bereits der Bericht „Retour de l'U.R.S.S.“ von 1936 grundlegend. Davidová Glogarová und David halten aber die literarischen Vorbilder der Vorkriegszeit als weniger stilprägend als die Texte, die anlässlich der von der „Gesellschaft für wirtschaftliche und kulturelle Kontakte mit der UdSSR“ (Společnost pro hospodářské a kulturní styky se SSSR) organisierten Reisen entstanden. Nach solchen offiziellen Fahrten, die Autoren sprechen hier auch von Pflichtbesuchen, seien „geistig arme“ Berichte verfasst worden, die sich durch Uniformität und die stetige Wiederholung der immer gleichen Motive und Formulierungen ausgezeichnet hätten. Eindrücke, die nicht im Einklang mit der bestehenden Mythologie standen – wie zum Beispiel der 1964 verfasste „Sonderbericht Nr. 4“ von Miroslav Zikmund und Jiří Hanzelka – fanden keinen Eingang in den offiziellen Diskurs. Streng geheim gehalten blieben sie ohne Einfluss auf das Bild von der UdSSR. Die Reiseberichte der 1950er Jahre, so die Autoren, ähnelten religiösen Pilgerberichten: Die Baustellen des Sozialismus waren die neuen Pilgerstätten und die Reisen dorthin glichen ritualisierten Pilgerfahrten.

Das Ende der mythologisierenden Reiseberichte kam einerseits mit der Entstalinisierung, andererseits im Zuge der Verbreitung neuer Technologien und Verkehrsmittel – insbesondere durch die Zunahme von Flugreisen. Die Autoren datieren den Umbruch auf das Jahr 1964: Reiseberichte, die danach entstanden, stünden nicht mehr in der Kontinuität der 1950er Jahre, vielmehr dominierten wie in der Zwischenkriegszeit Darstellungen des Exotischen – vor allem landschaftlicher Besonderheiten. Zudem wurde dem klassischen Tourismus, darunter dem Bergsport, weitaus mehr Raum gegeben als dem Besuch neuer Großprojekte und „Kultstätten“

aus den Jahren des Aufbaus. Damit verlagerte sich der Schwerpunkt in den Reiseberichten der 1960er Jahre vom Leben und der Kultur der Großstädte geografisch weit nach Osten und die nun erst richtig entdeckte exotische Natur rückte ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Berichte über Reisen in die Sowjetunion erleben derzeit einen Boom. Das mythische Motiv des Überwindens der bekannten Grenzen und der Reise ins Unbekannte wurde im Fall der UdSSR durch die Hoffnung verstärkt, dass der Kommunismus eines Tages alle Grenzen aufheben würde. Das alles haben die Autoren wirklich erschöpfend analysiert. Schade nur, dass ihnen Derridas kurzer Text „Back from Moscow, in the USSR“ aus dem Jahr 1990 entgangen ist, der die Möglichkeit einer Dekonstruktion der Reisetexte nahelegt und andeutet, warum es eigentlich so schwierig war, Reiseberichte aus der Sowjetunion zu schreiben.

Prag

Doubravka Olšáková

*Becher, Peter/Knechtel, Anna (Hgg.): Hörfunk und Hörfunkpolitik in der Tschechoslowakei und im Protektorat Böhmen und Mähren.*

Frank & Timme, Berlin 2017, 203 S., ISBN 978-3-7329-0277-4.

Der vorliegende Band beinhaltet 13 Beiträge einer Konferenz, die anlässlich des 90. Rundfunkjubiläums im November 2013 am Prager Goethe-Institut stattfand. Diese gehen den wichtigsten Entwicklungen der Hörfunkpolitik in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und im Protektorat Böhmen und Mähren nach. Eingangs skizziert Miroslav Krupička die Entwicklung deutscher Hörfunkprogramme in der Tschechoslowakei von den Anfängen bis zur Entstehung von Auslandssendungen in den 1990er Jahren. Eckhard Jürgens weist nach, dass in der Zwischenkriegszeit, in der die Verbreitung von Radios stark zunahm, über 90 Prozent der deutschen Bevölkerung in Nordböhmen reichsdeutsche Sender hörten, während nur 3,5 Prozent Prager Programmen folgten. Er sieht einen ausschlaggebenden Grund darin, dass die deutschen Sendungen der Urania auf ein hohes „akademisches und kulturelles Niveau“ eingestellt waren, an dem die „deutsche Provinzbevölkerung“ wenig Interesse hatte (S. 23). Die reichsdeutschen Sender, die ein umfangreiches Musik- und Unterhaltungsprogramm boten, verzeichneten hingegen große Erfolge. Besonders wichtig ist auch David Vaughans Erkenntnis, dass „der äußere Eindruck offenbar immer wichtiger als die Realität ist“: Gezielte Falschinformationen der Nationalsozialisten trugen dazu bei, sudetendeutsche Hörer gegen die Prager Regierung aufzuhetzen (S. 82). Dass dennoch früh von der Tschechoslowakei aus Widerstand geleistet wurde, betont Andreas Morgenstern, der den „ersten nachweisbaren Untergrundsender während der NS-Diktatur“ untersucht, welcher zwischen 1934 und 1935 von Slap/Slapy nad Vltavou aus sendete (S. 43).

Wolfgang Duchkowitsch zeigt, dass das von der nationalsozialistischen Propaganda verbreitete Bild der leidenden Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei auch im annektierten Österreich Wiederhall fand. Mit einer Rekonstruktion von Hitlers Ansprache zum Höhepunkt der „Sudetenkrise“ auf der Grundlage von Wiener Zeitungen verdeutlicht er, dass das Radiohören eine gemeinschaftliche Aktivität war, die das bereits von Jürgens hervorgehobene „Wir-Gefühl“ der reichsdeutschen

Propaganda bestärkte (S. 25). Auch Thomas Oellermann betont die Bedeutung des reichsdeutschen Rundfunks für die Beeinflussung der Sudetendeutschen. Sein Beitrag konzentriert sich mit einem „Blick auf die Wahrnehmung des Radios von unten“ auf die Geschichte des 1924 gegründeten Freien Radiobunds, der sozialdemokratische Interessen vertrat und mit geringem Erfolg versuchte, eine Neuaufteilung der tschechischen Radioprogramme zugunsten deutscher Sendungen durchzusetzen (S. 31).

Die sudetendeutsche Ablehnung der von Prag aus gesendeten Rundfunkprogramme ist auch Thema in Petr Karlíček's Beitrag zu Karikaturen des radikalen sudetendeutschen Satiremagazins „Der Igel“. Karlíček bietet insofern eine aufschlussreiche Perspektive, als er die tschechoslowakische Hörfunkpolitik aus sudetendeutscher Sicht präsentiert und argumentiert, den tschechoslowakischen Behörden sei zu spät bewusst geworden, „dass sie Propaganda einsetzen mussten, um die Gunst der hiesigen Deutschen zu gewinnen“ (S. 60).

Bis zur „Sudetenkrise“ – so die zentrale Erkenntnis der ersten Aufsätze – führen die Nationalsozialisten massive Rundfunkpropaganda auf, während es der tschechische Rundfunk versäumte, die deutschen Landsleute mit deutschen Programmen zu versorgen. Das politische Potential des Hörfunkmediums wird hier also vor allem unter der Perspektive seiner Nutzung durch die nationalsozialistische Propaganda in den Blick genommen. Das ändert sich in den folgenden Aufsätzen, die sich mit der Okkupationszeit befassen, dort, wo es um Einzelpersonen und Ereignisse geht, oder ins Protektorat gesendete Exilprogramme untersucht werden. Hier bestätigt sich einmal mehr der internationale und grenzüberschreitende Charakter des Hörfunks.

Wie Peter Richard Pinard betont, war die Erste Tschechoslowakische Republik, was den Rundfunk betrifft, „ein relativ entwickeltes Land“ mit vier größeren und mehreren kleineren Sendern, die nach 1938 entweder von den Okkupanten betrieben oder scharf überwacht wurden (S. 105). Pinard und Jan Cebe heben dabei die Rolle der Kollaborateure Alois Kříž und Josef Opluštil hervor, die aktiv mit den Okkupanten zusammenarbeiteten. Pavel Suk führt aus, dass die strenge Kontrolle durch die Nationalsozialisten den Versand von Eilmeldungen zum Attentat auf Heydrich verzögerte. Jedoch diente der Rundfunk auch dazu, die Informationen über den ausgerufenen Ausnahmezustand schnell zu verbreiten und diesen effektiv durchzusetzen. Durch den in Zusammenarbeit von deutschen Leitern und tschechischen Unterstützern geführten Protektoratsrundfunk, so Suk, wurde „starker Einfluss auf die öffentliche Meinung“ ausgeübt. Über den Rundfunk wurde also nicht nur Propaganda verbreitet, dieser hatte auch eine Kontrollfunktion und diente der Disziplinierung und Einschüchterung der lokalen Bevölkerung.

Die letzten drei Beiträge des Bandes untersuchen die Bedeutung und Wirkung von Widerstandssendern. Volker Mohn prüft, wie die Okkupanten auf alliierte Rundfunksendungen reagierten, und stellt fest, dass es schwierig war, das Hören ausländischer Sendungen, das „zu einem Massenphänomen“ (S. 184) avancierte, zu unterbinden. Dass kaum Radiogeräte konfisziert wurden, so Mohn, zeuge aber auch davon, wie unentbehrlich das Medium Hörfunk für die Nationalsozialisten war. Hans Sarkowicz berichtet von den deutschen Programmen, die der Sudetendeutsche Freiheitssender als Teil der sowjetischen Rundfunkpropaganda entwickelte. Diese



appellierten an „deutsch-nationale Gefühle“, um eine möglichst große Hörerschaft zu erreichen (S. 153). Wie viele Menschen dem Sender im Protektorat tatsächlich folgten, bleibe unklar, auch wenn es aufgrund der zahlreichen Strafen gegen „Rundfunkverbrecher“ naheliege, dass der Sender dort gehört wurde. Auf der anderen Seite Europas agierte das Hörfunkprogramm der BBC als Instrument „zur Stärkung der sudetendeutschen Opposition“, initiiert von dem deutschen Sozialdemokraten Wenzel Jaksch. Francis D. Raška verdeutlicht, warum Jaksch kaum Erfolg verzeichnen konnte: Er war abhängig von einer Übereinkunft mit Edvard Beneš, die schließlich nicht zustande kam. Auch auf alliierter Seite war der Hörfunk also ein Instrument und Objekt des Machtkampfes.

Der Band bietet einen facettenreichen Überblick über die Hörfunklandschaft in der Tschechoslowakei und im Protektorat Böhmen und Mähren. Die Beiträge machen deutlich, dass der tatsächliche Einfluss der Programme auf ihre Hörerschaft schwer messbar ist, doch können die Autoren zeigen, welche wichtige propagandistische Funktion der Hörfunk hatte und wie sehr die Politik darum rang, diese zu nutzen. Es wird klar, dass technischen Gegebenheiten des Radiomediums eine ausschlaggebende Bedeutung im Informationskrieg zukam. Zudem bietet der Band viele Ansätze für die weitere Erforschung der einzelnen Sendeprogramme und ihrer Rolle als politische sowie kulturelle Propagandainstrumente.

London

Julia Secklehner

*Koura, Petr: Swingaři a potápky v protektorátní noci. Česká swingová mládež a její hořkej svět [Swinger und Jazzer in der Nacht des Protektorats. Die tschechische Swingjugend und ihre bittere Welt].*

Academia, Praha 2016, 924 S., ISBN 978-80-200-2634-7.

Dieses Buch hält mehr als es verspricht: Der Titel lässt lediglich eine Untersuchung über Jazz und Jugendkultur zur Zeit des Zweiten Weltkriegs in Böhmen und Mähren erwarten. Tatsächlich wird der Bogen aber über eine erheblich größere Zeit gespannt und eigentlich eine Geschichte des Jazz in der tschechischen Jugendkultur von ihren Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs geboten, sogar mit einem kleinen Ausblick auf die späten 1940er Jahre. Das erklärt und rechtfertigt den außergewöhnlichen Umfang der Monografie von über 800 Textseiten.

Im Zentrum des Buches steht die Auseinandersetzung mit den „potápky“ und „bedly“ – so lauten die nicht wirklich übersetzbaren Bezeichnungen für die Anhänger der tschechischen Jugendkultur der 1940er Jahre, die sich um Jazz und Swing formierte. Die Erkenntnis des Autors, dass es sich dabei um die tschechische Spielart eines Phänomens handelt, das auch andernorts in Europa auftrat, brachte ihn dazu, das Phänomen nicht isoliert, sondern in seinem europäischen Kontext zu betrachten. Herausgekommen ist eine Untersuchung, die der Autor als Kulturgeschichte dieser tschechischen Jugendbewegung versteht.

Jazz und Jugendkultur im Protektorat erscheinen durch diese Einbettung in die Kultur der Tschechoslowakei nicht als Ausnahmerecheinung in einer besonderen politischen Rahmensituation. Vielmehr wird deutlich, dass Jazz in der Tschechoslowakei nach seinem Aufkommen in diesem Land sehr schnell eine wichtige Rolle

einnahm, die er während der Protektoratszeit lediglich unter anderen Bedingungen spielte. Das wiederum zeigt, wie fließend die Grenzen zwischen jugendlichem Aufbegehren gegen Eltern und Establishment und gesellschaftlicher Provokation einerseits und subversiver Untergrundarbeit andererseits waren – und auch, dass die dem Jazz nahestehenden Jugendkulturen sich hier nie so ganz eindeutig und ausschließlich verorten lassen.

Das erste Kapitel hat einführenden Charakter. Es legt dar, wie Jazz und Swing in die tschechische Kultur Einzug hielten, und klärt sogleich, dass es sich dabei sowohl um Musik und Tanz als auch um einen Lebensstil handelte. Auch die Widerstände gegen diese neue Musikform werden gestreift – ein wichtiger Aspekt, an dem sich zeigt, dass der Gegensatz zwischen Jazz-Befürwortern und -Gegnern mit der nationalen Entgegensetzung zwischen Deutschen und Tschechen nichts zu tun hatte. Das nächste Kapitel behandelt die Lage des Jazz im Nationalsozialismus in Deutschland, und zwar zunächst seine Bewertung durch die NS-Ideologie, sodann den Kampf gegen den Jazz von den Zeiten der Weimarer Republik bis zu den Versuchen der Nationalsozialisten nach der Machtergreifung, Jazz durch „neue deutsche Tanzmusik“ zu ersetzen. Schließlich geht es um die Frage, wie bis Kriegsbeginn bei öffentlichen Großveranstaltungen wie der Olympiade im Jahr 1936 oder der Ausstellung „Entartete Musik“ mit Jazz umgegangen wurde.

Das nächste Kapitel widmet sich der Entwicklung der mit dem Jazz verbundenen Tanzformen bis zu den 1940er Jahren. Nach einem Abriss der Jazzgeschichte zeigt Koura, wie jeder neue Tanz andere Widerstände beim europäischen und tschechischen Publikum hervorrief, vom Cakewalk über den Steptanz, Foxtrot, Shimmy und Charleston bis hin zum Black bottom und lindy hop. Dieses Kapitel legt die Grundlage für die folgenden Betrachtungen über die Jazz-Subkulturen der 1940er Jahre, angefangen von den amerikanischen Zoot-Suiters über die französischen zazous und die deutschen Swing Boys bis hin zu den österreichischen Schlurfs.

Von der länderübergreifenden Jazzgeschichte wendet sich Koura dann der Tschechoslowakei zu und fragt nach der Stellung, die der Jazz dort einnahm. Dazu grenzt er sein Thema von einer anderen Perspektive ab, nämlich von der Betrachtung der offiziellen Jugendorganisationen in der Tschechoslowakei. Er vollzieht nach, wie bereits in den 1930er Jahren ein Gegensatz zwischen den offiziellen Organisationsformen einerseits und dem jugendlichen Drang nach Freiheit andererseits bestand. Vor diesem Hintergrund erscheint die Charakterisierung des Swing als Musik einer jugendlichen Subkultur und als Symbol des Widerstands gegen die Elterngeneration geradezu zwingend. Der tschechische Dandyismus erweist sich somit als Ventil für den Druck, den die Älteren auf die Jugendlichen ausübten. Wichtig ist das deswegen, weil hier einmal mehr deutlich wird, dass jugendlicher Protest mit Jazz nicht automatisch immer einen dezidiert politischen, sondern ursprünglich einen generationellen, individualistischen Charakter hatte.

Es folgen die eigentlichen Hauptkapitel des Buches. Zunächst werden die *potápky*, also die jugendlichen Swing-Verehrer im Protektorat, sozusagen systematisch vermessen – von der Etymologie des Begriffs über die ihrer Lebenshaltung zugrunde liegende Theorie bis hin zu Untersuchungen über die Sozialstruktur und Betrachtungen regionaler Unterschiede zwischen den einzelnen Landesteilen. Ein weiteres

Kapitel zeigt auf, dass der Widerstand gegen die „potápky“ keineswegs nur bei den nationalsozialistischen Besatzern, sondern auch unter den tschechischen Eliten verbreitet war. Dann wird die Politik der Besatzer gegenüber dem Swing beschrieben, die nicht frei von Widersprüchlichkeiten war. Vollends deutlich werden diese Paradoxien im folgenden Kapitel, das von Jazz und Swing in nationalsozialistischen Konzentrationslagern und insbesondere von der propagandistischen Ausschlichtung des Jazz im Konzentrationslager Theresienstadt handelt.

Für die Geschichte des Jazz in der Tschechoslowakei war nicht 1945, sondern erst 1948 die entscheidende Zäsur. Folgerichtig behandelt das letzte Kapitel die Situation der potápky im sogenannten Nylon-Zeitalter (so der Titel eines Werks von Jozef Škvorecký über diese Jahre), das heißt in den ersten Nachkriegsjahren, in denen eine künstlerische Reflexion über die Musik und den Lebensstil einsetzte.

Petr Koura erforscht seinen Gegenstand kenntnisreich, mit Liebe zum Detail und nachgerade chirurgisch anmutender Präzision. Das unterscheidet sein Buch angenehm von den in der Jazzgeschichtsschreibung häufigen, flott und salopp geschriebenen, aber in der exakten Charakterisierung der Phänomene oft unbefriedigenden Darstellungen. Die tatsächlichen Unterschiede und Gemeinsamkeiten ähnlicher Erscheinungen zeigen sich oft erst unter dem Vergrößerungsglas. Dieser Blick aus der Nahperspektive macht das Buch einerseits zu einer Fundgrube für Hintergrundinformationen, bläht es andererseits aber auch in einer Weise auf, die die Lesbarkeit erschwert. Die großen Linien, die der Autor in seiner weit angelegten Studie zeichnet, verlieren angesichts der wahrhaft beeindruckenden Fülle von Details und Spezialinformationen an Sichtbarkeit. Möglicherweise hätte hier eine etwas längere zusammenfassende Darstellung der Hauptthesen des Buchs am Schluss Abhilfe geschaffen. Geglückt ist dem Autor dadurch aber auch die keineswegs einfache Aufgabe, eine Jazzgeschichte der Protektoratszeit zu schreiben, die neben der Jazzthematik auch allgemeine Zusammenhänge der Zeit verdeutlicht.

Bremen

Rüdiger Ritter

*Bretschneider, Uta/Friedreich, Sönke/Spieker, Ira (Hgg.): Verordnete Nachbarschaften. Transformationsprozesse im deutsch-polnisch-tschechischen Grenzraum seit dem Zweiten Weltkrieg.*

Thelem, Dresden 2016, 220 S., Abb. (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 35), ISBN 978-3-945363-50-8.

Die politischen Umbrüche von 1989/90 bildeten auch für die deutsch-polnisch-tschechischen Grenzgebiete eine tiefe Zäsur. Die alten Grenzen, die fast 50 Jahre nur schwer oder gar nicht überwindbar gewesen waren, wurden durchlässig, die Beziehungen zwischen den Staaten auf neue Grundlagen gestellt. Dies gilt in besonderem Maß für den bi- bzw. trilateralen erinnerungskulturellen Umgang mit den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts in Ostmitteleuropa, die durch Krieg, Vertreibung, Flucht und Neuansiedlung „kulturell völlig neue Grenzregionen“ (S. 7) hatten entstehen lassen. In den staatssozialistischen Systemen der Volksrepubliken Tschechoslowakei und Polen sowie der DDR war keine differenzierte Auseinandersetzung

mit diesen Vergangenheiten möglich gewesen. Umso dynamischer zeigte sich nun vielfach die Entwicklung nach 1989, zumal im Grenzraum als „spezifische[m] Raum der (Um-)Deutungen von Geschichte“ (S. 9) mit dem Aufeinandertreffen sich verändernder, wechselseitig beeinflussender und oft konkurrierender erinnerungskultureller Praktiken und Konzepte.

Diesem Themenkomplex widmete sich im November 2014 ein Dresdner Workshop, der vom Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde unter anderem gemeinsam mit dem Sächsischen Staatsarchiv und der Brücke/Most-Stiftung veranstaltet wurde.<sup>1</sup> Im Mittelpunkt standen Medien, Formate, Motive, Kontaktformen und Materialisierungen von „Erinnerung“ im Grenzraum und deren Veränderungen – eine Schwerpunktsetzung, die man angesichts vor allem des Untertitels, der eher an einen politik- bzw. regionalwissenschaftlich-geografisch ausgerichteten Band denken lässt, nicht unbedingt vermuten würde. Die seinerzeitige Verbindung der wissenschaftlichen Vorträge mit einem Kulturprogramm (darunter Lesungen und einem World Café) findet im Tagungsband nur insofern Niederschlag, als ein Essay zur deutsch-polnischen Nachbarschaft von Jan M. Piskorski aufgenommen wurde, der seine Studie „Die Verjagten“<sup>2</sup> in einem Abendvortrag vorgestellt hatte. Auch insgesamt weist der Band eine Konzentration auf deutsch-polnische Perspektiven auf, so in Peter Oliver Loews Betrachtungen zu polnischen Forschungen und Debatten zum Komplex „Vertreibung“, Beata Halickas soziologisch ausgerichteten Überblick zu den deutsch-polnischen Beziehungen seit 1989/90 unter Diskussion des Konzepts der Nachbarschaft, Markus Bauers Darstellung der Entstehungsgeschichte des Schlesischen Museums in Görlitz, Mateusz J. Hartwichts Untersuchung zu touristischen Reisen von DDR-Bürgern in das Riesengebirge, Ewilana Wanats Analyse von Identitätsbildungsprozessen in der polnischen Oberlausitz und in der Studie von Joanna Frątczak-Müller und Anna Mielczarek-Żejmo zur gegenseitigen Wahrnehmung der Bewohner in der Euroregion Spree-Neiße-Bober. Einen ergänzenden Beitrag steuert Ágnes Tóth zur Familienzusammenführung ungarndeutscher Vertriebener in der SBZ/DDR bei.

Dominieren in diesen Betrachtungen historische und soziologische Perspektiven, weisen die dem deutsch-tschechischen Kontext gewidmeten Untersuchungen in der Hauptsache eine ethnologische bzw. kulturanthropologische Herangehensweise auf und setzen sich mit den Begriffen und Konzepten von „Heimat“ und „Grenze“ auseinander. Einen solchen Hintergrund haben auch die Reflexionen der Mitherausgeberinnen Uta Bretschneider und Ira Spieker über Konstruktionsprozesse von „Heimat“ in den biografischen Erzählungen von aus Schlesien Vertriebenen. Der Auseinandersetzung mit der „neuen Heimat“ widmet sich der dritte Mitherausgeber Sönke Friedreich mit Blick auf die Nachkriegszeit in Sachsen und die Gruppe der

---

<sup>1</sup> Letzterer kommt seit 20 Jahren eine wichtige gesellschaftliche und kulturelle Vermittlerrolle zwischen Sachsen und Tschechien zu, allerdings musste sie ihre Tätigkeit zwischenzeitlich aufgrund der anhaltenden Niedrigzinsphase stark einschränken und unter anderem ihr Dresdner Begegnungszentrum schließen, das eine große Leerstelle hinterlässt.

<sup>2</sup> Vgl. *Piskorski, Jan M.: Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts.* München 2013.

offiziell als „Umsiedler“ titulierten Flüchtlinge und Vertriebenen, die schließlich ein Fünftel der örtlichen Bevölkerung ausmachten. Am Problemfeld der „Heimatsehnsucht“ (S. 116) verdeutlicht der Autor am Beispiel des Kreises Bautzen die Diskrepanz in der Wahrnehmung des Integrationsprozesses, der staatlicherseits als Erfolgsgeschichte geschildert wurde, während Stimmungsberichte der Betroffenen zu gegenteiligen Beurteilungen führen mussten. Dem vielfach verbreiteten Wunsch nach Rückkehr konnte zunächst nur propagandistisch begegnet werden, da materielle Ressourcen weitgehend fehlten. Auch blieb die Grenzsituation noch lange unklar – Gerüchte über eine Angliederung der Lausitz an die Tschechoslowakei kursierten, nach der Aufhebung der Sperrzone im Frühjahr 1951 häuften sich illegale Grenzübertritte. Deutlich wird hier, wie der reine administrative Akt der Ziehung neuer Grenzen einer langen Zeit der Aushandlung und Durchsetzung vor Ort bedurfte, bis er allgemein akzeptiert wurde und in die Lebenswirklichkeit überging.

Elisabeth Fendl befasst sich mit Inszenierungen von „Heimat“ in Form von Objekten und der Bedeutung des Sammelns dieser Objekte für den Umgang mit der Vergangenheit. Als Beispiel dienen ihr Erinnerungsstücke, die in den Sammlungen des im Aufbau befindlichen Sudetendeutschen Museums in München zu sehen sein werden. Selbstgefertigte Modelle von Höfen und Häusern in Ortschaften wie Rückersdorf/Dolní Řasnice oder Platten/Horní Blatná analysiert die Autorin als „Objektivierungen des Verlusts“ (S. 87), zunächst mit den beiden Funktionen, „die Erinnerung an die eigene Heimat zu bewahren [sowie] sich und den anderen das Leben in der alten Heimat zu demonstrieren“ (S. 89). Vor allem im Rahmen des Ostkundeunterrichts in der frühen Bundesrepublik entstanden solche Modelle, denen im Fall einer Ausstellung weitere Bedeutungen innewohnen konnten – zum Beispiel, den Anspruch auf Verlorenes zu markieren oder die Zerstörung des Vorbilds sichtbar zu machen. Gemeinsam mit Fotoalben, Plänen und Besitzstandslisten, wie sie in Heimatmuseen und -stuben erhalten sind, dienten sie so zur Dokumentation der „verlorenen Heimat“ (S. 92), die mit dem Anspruch einer „historischen Wahrheit“ (S. 94) verknüpft wurde. Solche Sammlungen bilden mithin ein Beispiel für den Umgang mit Verlusterfahrungen bei Zwangsmigrationen, deren Untersuchung in einem (zeitlich und räumlich) vergleichenden Kontext einige aktuelle Relevanz zukommen dürfte.

Fragen der Medialisierung und öffentlichen Präsentation von Zeitzeugenerinnerungen widmet sich Sarah Scholl-Schneider am Beispiel von Fluchterfahrungen aus dem sächsisch-bayerisch-tschechischen Grenzraum. Im Rahmen eines Projektes, das in Tschechien von der Nichtregierungsorganisation Post Bellum verantwortet wurde, sollten die geschilderten Fluchtrouten über eine App nachvollziehbar und zusätzliche Materialien über eine Onlinedatenbank zugänglich gemacht werden. Vor allem letzteres löste vielfach Unbehagen bei den Interviewten aus, von denen sich manche auch gegen eine Veröffentlichung zumindest von Teilen des Materials entschieden, womit „sich die Schwierigkeit einer Kompatibilität von wissenschaftlichem Interview und einer medialen Aufbereitung desselben [zeigte]“ (S. 77). Scholl-Schneider geht zudem auf Unterschiede in den Befragungen deutscher und tschechischer (sowie anderer ostmitteleuropäischer) Interviewpartner ein, wobei sie letzteren ein gewisses Desinteresse an solchen Veröffentlichungs- bzw. allgemein

Datenschutzfragen attestiert. Die Vermittlung von Erinnerung kann also auch aufgrund solcher Einstellungsfragen unterschiedlich erfolgen.

Mit konzeptionellen Überlegungen zu Erinnerungskulturen in Grenzräumen setzt sich schließlich auch Marketa Spiritova auseinander. Den Ausgangspunkt bilden die Erkundungen der Kulturanthropologin Katherina Eisch(-Angus) im bayrisch-tschechischen Grenzgebiet und eine resümierende Betrachtung weiterer Forschungen zur Region (auch in sächsisch-tschechischer Perspektive) der letzten beiden Jahrzehnte. Als Kernfragen ethnologischer Forschung in solchen Räumen identifiziert die Autorin diejenige nach den Akteuren und „ihre[r] Rolle bei der Konstruktion von Erinnerungs- und Geschichtsnarrativen und Gedächtnisräumen“ (S. 28), nach „Medien und Praktiken des erinnerungskulturellen Repertoires“ (S. 29) und schließlich nach „Leerstellen des Erinnerens“ (S. 30). Spiritova spricht sich für eine Pluralität von methodischen Zugängen aus, um den komplexen erinnerungskulturellen Prozessen von „Grenze“ und „Heimat“ im Sinn einer „multi-sited ethnography“ (George Marcus) produktiv begegnen zu können. Ansätze dazu liefern die näher vorgestellten Beiträge des Bandes einige. Gerade aus ethnologischer Perspektive bietet er so interessante Bausteine für eine Erforschung des Erinnerungsraumes Grenzland im deutsch-tschechischen Kontext.

Dresden

Martin Munke

*Domnitz, Christian: Kooperation und Kontrolle. Die Arbeit der Stasi-Operativgruppen im sozialistischen Ausland.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016, 259 S., ISBN 978-3-525-35123-9.

Eine lückenlose Überwachung der eigenen Bevölkerung galt für die DDR-Führung insbesondere nach dem Mauerbau als zentrale Voraussetzung für die Herrschaftssicherung. Dass dieser Anspruch nicht an den Landesgrenzen endete, sondern weit darüber hinaus reichte, ist bekannt. Wie genau die Staatssicherheit auf diesem Feld agierte, ist allerdings bisher nur teilweise und vor allem an bilateralen Beispielen erforscht worden. Die von dem 2015 verstorbenen Christian Domnitz verfasste Studie „Kooperation und Kontrolle“ widmet sich diesem Thema gleich in mehrfacher Hinsicht: Sie behandelt die Kooperationen sogenannter Operativgruppen der Stasi mit den Geheimdiensten der Sowjetunion, der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und Bulgarien. Auf diese Weise wird erstmals ein tiefer Einblick in die „geheimpolizeiliche Außenpolitik“ (S. 9) der DDR und ein Eindruck vom umfassenden „Vernetzungsversuch“ (S. 242) der Stasi mit den Partnerdiensten geboten.

Die Arbeit geht über eine Darstellung der Struktur und Arbeitsweise dieser besonderen Einheiten hinaus. Nach einer allgemeinen Einführung in die Geschichte der „Operativgruppen im sozialistischen Ausland“ wird die Tätigkeit der für die fünf Staaten zuständigen Gruppen getrennt behandelt. Dies geschieht nach einem weitgehend einheitlichen Muster, sodass sie gut miteinander verglichen werden können. So geht es primär um Fragen wie die Bekämpfung der Flucht von DDR-Bürgern über Drittstaaten, die Formen der Kooperation, die Kommunikation der Partnerdienste, die Informationsbeschaffung sowie den „Charakter der Zusammenarbeit“. Domnitz stützt sich bei der Quellenanalyse ausschließlich auf Material des Bundes-

beauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU), wo er seine Studie als Mitarbeiter der Abteilung Bildung und Forschung verfasste, und fördert dabei zahlreiche Informationen über die geheimdienstliche Praxis sowie die gesellschaftlichen Hintergründe in den einzelnen Staaten zutage. Eine besondere Forschungsleistung besteht darin, dass der Autor die Arbeit der Stasi im Ausland aufgrund der vernichteten Akten der Büros der Operativgruppen mit Hilfe von Dokumenten einzelner Stasi-Referate und der für die geheimdienstlichen Außenbeziehungen zuständigen Abteilung rekonstruiert hat.

Die ostdeutschen Operativgruppen waren zu einem Großteil mit der Beobachtung potenzieller Flüchtlinge befasst, die sich die als weniger gut bewacht geltenden Westgrenzen der Partnerländer als mögliche Fluchtroute gewählt hatten. Ferner standen allgemein in die betreffenden Länder reisende Wissenschaftler, Studenten und vor allem Touristen im Visier der Geheimdienstler – auch angesichts der Tatsache, dass sich DDR-Bürger im sozialistischen Ausland mit Verwandten oder Freunden trafen. Einen besonderen Fall bildete die Kooperation mit Polen, da die Stasi dort nach 1980 verstärkt Wert auf die Beobachtung der innerpolnischen Verhältnisse legte. Gerade am Beispiel der Tschechoslowakei werden zudem politische Einmischungsversuche deutlich, weil die DDR die „Normalisierungspolitik“ der Prager Führung offensiv förderte – das Nachbarland galt hierbei intern als „Unterstützungsbereich“ (S. 141). In Ungarn traten wiederholt Differenzen wegen der grundsätzlich liberaleren Politik auf. So kämpfte die Stasi gewissermaßen an allen Fronten: Als wirklich zuverlässig konnte aus ihrer Sicht so gut wie niemand gelten, sodass (übrigens gegenseitiges) Misstrauen allgegenwärtig war – am Ende auch gegenüber der Sowjetunion, deren Politik der Perestrojka als grundsätzlich gefährlich interpretiert wurde.

Hier decken sich Domnitz' Ergebnisse mit denen neuerer Studien zu den DDR-Außenbeziehungen: Mit ihrer rigiden Politik hatte sich die DDR bereits seit den 1950er Jahren den Rang einer zuverlässigen Verbündeten der Sowjetunion erarbeitet, was aber gleichzeitig zu Irritationen führte. Das Auftreten der Stasi im Allgemeinen und einzelner Geheimdienstler im Besonderen war zuweilen anmaßend, sodass es immer wieder zu Konflikten kam. So lässt sich am Beispiel der Tschechoslowakei nach dem Prager Frühling zeigen, dass zwar intensive Kontakte zum Innenministerium bestanden, aber die andauernden Bitten um Unterstützung und die Führungsrolle, die die Stasi für sich reklamierte, auch Unwillen hervorriefen. Insofern kann auch auf diesem Feld der geheimdienstlichen Zusammenarbeit eine Praxis nachgewiesen werden, die bereits in den 1960er Jahren zu beobachten gewesen war. Die Vorstellung der eigenen Vorreiterrolle war bei den ostdeutschen Genossen erstaunlich tief verwurzelt. Konsequenterweise beobachteten sie denn auch ihre Partnerin, die *Státní bezpečnost* (Staatssicherheit, StB), ebenfalls sehr aufmerksam. Die Tschechoslowakei blieb aber vor allem wegen der vergleichsweise hohen Fluchtzahlen für die Stasi interessant, denn dort wurden prozentual die meisten Personen festgenommen, die über das sozialistische Ausland aus der DDR flüchten wollten.

Letztlich beruhte der Einsatz der Operativgruppen in der Regel auf einer vertraglichen Basis. Zudem wurden zahlreiche gemeinsame Operationen unter anderem

gegen Oppositionsbewegungen durchgeführt. Der Einsatz begann 1959 in der Sowjetunion und wurde nach dem Mauerbau auf weitere Länder ausgeweitet. Im engeren östlichen Lager war einzig Rumänien von dieser Zusammenarbeit aufgenommen. Die geheimdienstliche Repressionslogik staatssozialistischer Gesellschaften war somit der gemeinsame Nenner, der die Kooperation als normalen Bestandteil der Beziehungen erscheinen lässt. So war es nur folgerichtig, dass die Sowjetunion, Polen, Ungarn, Bulgarien und die Tschechoslowakei ebenfalls Operativgruppen in der DDR unterhielten. Es waren vor allem die Form und die zuweilen fast unerfüllbaren Wünsche der DDR, die die Zusammenarbeit erschwerten.

Allerdings schienen viele Mitarbeiter der ostdeutschen Operativgruppen keine große Begeisterung über ihren Auslandseinsatz zu zeigen. Domnitz führt dies unter anderem auf die schlechte Bezahlung, vor allem aber auf die Isolation im Einsatzland zurück, die es schwer machte, geeignetes Personal zu rekrutieren. Zudem macht er interkulturelle Anpassungsprobleme bei manchen der Geheimdienstler aus. Mit solchen biografischen Zugängen bietet die Studie interessante Einblicke in den Alltag und die persönlichen Hintergründe einzelner eingesetzter Person. Es ist bemerkenswert, auf wie vielen Ebenen sie ansetzt, um ein möglichst umfassendes Bild von dieser Form des Auslandseinsatzes zu zeichnen.

Bilanzierend stellt Domnitz fest, dass der angestrebte „Vernetzungsversuch“ der Stasi letzten Endes misslang. Dies lag zum einen an den genannten interkulturellen Konflikten und den divergierenden Vorstellungen der Partner von der Zusammenarbeit. Zum anderen waren Kooperation und Kontrolle letztlich schwer zu vereinbaren, da mehr Kooperation auch Kontrollverlust bedeuten konnte. Zudem kann konstatiert werden, dass die vor allem seit den 1970er Jahren stetig wachsenden Touristenzahlen im östlichen Lager eine lückenlose Überwachung gar nicht erlaubten – da halfen auch von den Operativgruppen geführte Reiseleiter von Touristengruppen nicht mehr weiter. Die wachsende Verflechtung der staatssozialistischen Gesellschaften erwies sich also als ein Bumerang für die auf umfassende Kontrolle abzielenden Funktionäre. Auch hier lässt sich die Konfliktgeschichte der DDR und der Tschechoslowakei während des Prager Frühlings, bei der es ja nicht zuletzt um die gefürchtete Beeinflussung der DDR-Bevölkerung über die damals besonders engen Kontakte mit der Tschechoslowakei ging, als Vorläufer dieser Entwicklung deuten.

Insgesamt bietet die detaillierte Studie aufgrund des breit angelegten Untersuchungsgegenstandes einen umfassenden und länderübergreifenden Einblick in zahlreiche Aspekte der geheimdienstlichen Außenpolitik der DDR, zudem kann sie als weiterer Beitrag zu den allgemeinen Außenbeziehungen im östlichen Lager gelesen werden. Ferner macht sie einmal mehr deutlich, wie unterschiedlich die dortigen Regime (auch in geheimdienstlichen Angelegenheiten) agierten. Einzig der Umstand, dass die Analyse fast ausschließlich auf deutschen Quellen beruht, erscheint als Wermutstropfen, denn aufschlussreich wären natürlich Stellungnahmen etwa der tschechoslowakischen StB zur Kooperation mit der DDR gewesen. Dies war aber angesichts des Forschungsdesigns der Studie, die trotz einer äußerst schwierigen Aktenlage möglichst viele Kooperationen in den Blick nehmen wollte, nicht zu leisten. Hier könnten somit weitere Einzeluntersuchungen folgen. Das



große Verdienst der Arbeit von Christian Domnitz wird durch diesen Einwand freilich nicht geschmälert.

München

Volker Zimmermann

*Lachmann, Hannes: Die „Ungarische Revolution“ und der „Prager Frühling“. Eine Verflechtungsgeschichte zweier Reformbewegungen zwischen 1956 und 1968.*

Klartext, Essen 2018, 571 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 49). ISBN 978-3-8375-1210-6.

Verflechtungsgeschichtliche Studien bilden schon länger einen festen Bestandteil der historischen Forschung und ihr Erkenntnisgewinn ist zur Genüge nachgewiesen worden. Umso überraschender erscheint es, dass Hannes Lachmanns Arbeit zu den transnationalen Bezügen zwischen den Akteuren der Ungarischen Revolution 1956 und des Prager Frühlings 1968 die erste dieser Art ist, die sich sozialistischen Diktaturen zuwendet. Indem Lachmann die wechselseitige Wahrnehmung dieser zwei „Reformbewegungen“ untersucht, will er neue Erkenntnisse zu Stabilität und Krisenanfälligkeit sozialistischer Herrschaft abseits von national beschränkten oder großmachtbezogenen Ansätzen gewinnen. Dabei bieten sich die gewählten Fallbeispiele insofern an, als den aus den jeweiligen Bewegungen resultierenden Herrschaftskrisen eine relative Stabilität im Nachbarland gegenüberstand.

So einleuchtend wie dieses Untersuchungsdesign am Ende der Studie erscheint, wird es nicht eingeführt. Während der Titel suggeriert, dass vor allem die Reformbewegungen – also alle Reformansätze in beiden Ländern von den frühen 1950er Jahren an – im Fokus stehen, werden in der Einleitung die Krisenmomente als entscheidend für den Erkenntnisgewinn bezeichnet. Somit stellt sich zumindest bei der Lektüre der Einleitung mitunter die Frage, was denn nun eigentlich einander gegenübergestellt werden soll.

Erst im Verlauf der Studie erschließt sich, dass Reformbewegungen und Krisen gleichrangig in den Blick genommen werden und diese Entscheidung auch sinnvoll ist, weil sehr ähnliche Reformansätze in dem einen Fall zu einer Herrschaftskrise, im anderen zu einer Konsolidierung sozialistischer Herrschaft führen konnten.

Lachmann vergleicht zunächst die institutionellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten in beiden Ländern im Vorfeld der Ungarischen Revolution und widmet sich in einem weiteren Kapitel der Rezeption der Entwicklungen in Ungarn durch die tschechoslowakische Bevölkerung und Parteiführung. Der zweite Teil der Studie, der die Voraussetzungen des Prager Frühlings und dessen Rezeption in Ungarn behandelt, folgt demselben Schema. Dass Lachmann dabei beide Male die gleichen, klar definierten Analysekategorien verwendet, ist für die Nachvollziehbarkeit des Vergleiches hilfreich, führt aber auch zu Redundanzen.

Eine große Stärke von Lachmanns Studie liegt darin, dass sie die vielschichtigen Verflechtungen in den politischen, institutionellen und gesellschaftlichen Sphären beider Länder gleichberechtigt in den Blick nimmt und darüber hinaus auch die für die weitere Entwicklung wichtigen Unterschiede und Gemeinsamkeiten betrachtet, die erst durch den Vergleich in Erscheinung treten. Dabei zeigt der Autor unter anderem, dass die ungarischen Reformer 1956 deutlich bessere Möglichkeiten hat-

ten, sich außerhalb der Partei zu organisieren und ein gemeinsames Programm zu entwickeln. Auch hätten in Ungarn, bei einer schlechteren Versorgungslage als in der Tschechoslowakei, in der Bevölkerung größere Hoffnungen auf Veränderungen geherrscht. In der tschechoslowakischen Bevölkerung habe sich – nicht zuletzt dank einer Propaganda, die die Aufstände in Ungarn und die Gewalterfahrungen des Zweiten Weltkrieges in einem Atemzug nannte – eher ein Bedürfnis nach Sicherheit und Stabilität entwickelt als der Drang, den ungarischen Revolutionären nachzueifern.

Manches, etwa die Einsichten über den systemstabilisierenden Beitrag der guten materiellen Versorgung in der Tschechoslowakei während der 1950er Jahre, ist nicht neu. Aber Lachmann verknüpft die verschiedenen Faktoren auf neue Art und gelangt so zu einem differenzierteren Bild als bisherige Untersuchungen. Einzig das Argument, dass in der Tschechoslowakei vor allem die konsequente Niederschlagung von Protesten gegen die Währungsreform von 1953 für die geringen Erwartungen an die Reformansätze verantwortlich gewesen sei, greift zu kurz. Schließlich waren es gerade diese Proteste, die zu einer Veränderung der Parteipolitik hin zu einer Orientierung am Lebensstandard der Bevölkerung führten, die wiederum den Glauben an die Reformierbarkeit des Systems fördern konnte.

Im zweiten Teil der Studie bezieht Lachmann die nun zusätzlich zu den Verflechtungen zwischen den Reformprozessen in beiden Ländern bedeutsam werdenden Rückbezüge auf die Ereignisse von 1956 ein, um eine vielschichtige Sicht auf das Jahr 1968 zu entwickeln. Besonders aufschlussreich ist, wie er die komplexe Interpretation der Ereignisse in der Tschechoslowakei sowohl durch die Führungselite der MSZMP (Magyar Szocialista Munkáspárt – Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei) als auch durch die ungarische Bevölkerung erläutert. Er zeigt, dass die tschechoslowakischen Reformansätze durchaus auf Sympathien stießen, weil viele Akteure Parallelen zu den Entwicklungen im eigenen Land seit Anfang der 1960er Jahre erkannten. Aus demselben Grund versuchte aber auch vor allem Parteichef János Kádár, auf den tschechoslowakischen Generalsekretär Alexander Dubček einzuwirken. Vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen von 1956 sollte ein militärisches Eingreifen der Sowjetunion verhindert werden, weil man fürchtete, dann auch die eigenen Reformen zurücknehmen zu müssen. Ähnlich wie in der Tschechoslowakei zwölf Jahre zuvor habe der Wunsch dominiert, das Erreichte zu erhalten: Ging es bei der Partei um den Erhalt der Macht, schätzte die Bevölkerung den in den 1960er Jahren erworbenen Lebensstandard.

Lachmanns Untersuchung bringt so eine Reihe wichtiger neuer Erkenntnisse, die einige lange gültige Erklärungsmuster zur Frage nach Stabilität und Krise in sozialistischen Systemen in Frage stellen. Die Komplexität der wechselseitigen Beeinflussung zwischen den Reform- und Krisenprozessen in beiden Ländern widerlegt nicht nur Ansätze, die eine lineare Kettenreaktion von Krisen und Reformen in den sozialistischen Regimen Osteuropas in den Vordergrund stellen, sondern auch solche, die primär den Einfluss der Sowjetunion für die Entwicklungen in den Satellitenstaaten verantwortlich machen. Dieser sei zwar wichtig gewesen, aber in deutlich geringerem Ausmaß als bisher angenommen. Zudem werden einige Entwicklungen, wie eine Eigendynamik des Prager Frühlings, die von den politischen Akteuren ab einem

bestimmten Zeitpunkt nicht mehr aufzuhalten war, erst durch eine Gegenüberstellung mit dem ungarischen Beispiel deutlich. Auch erinnerungspolitische Narrative, die den Kommunismus als den Gesellschaften Osteuropas von außen oktroyiert verstehen, dem sich diese weitgehend wehrlos ausgesetzt sahen, werden zu Gunsten eines wechselseitigen Aushandlungsprozesses zwischen Staat und Gesellschaft in Frage gestellt. Die Aktualität dieser Thematik haben öffentliche Debatten in Ungarn und Tschechien erst kürzlich wieder erwiesen.

Abschließend setzt sich Lachmann für die Anwendung des verflechtungsgeschichtlichen Ansatzes in der Erforschung sozialistischer Diktaturen ein. Auch wenn sich die Herangehensweise für die von ihm gewählten Beispiele als äußerst fruchtbar erwiesen hat, wirft die Übertragbarkeit der Methodik auf andere Zusammenhänge zumindest zwei zentrale Fragen auf: Schließt eine Gegenüberstellung zweier Reform- oder auch Protestbewegungen nicht möglicherweise andere, außerhalb dieser Bewegungen liegende Einflussfaktoren von vornherein aus? Und resultiert daraus nicht auch eine Überinterpretation transnationaler Verflechtungen als monokausaler Erklärungsansatz? Diese Fragen sollten in der Diskussion um die Anwendbarkeit der verflechtungsgeschichtlichen Methodik zumindest mitbedacht werden.

In seiner eigenen Untersuchung begegnet Lachmann dieser Problematik vor allem dadurch, dass er auch strukturelle Faktoren in den Blick nimmt, die nicht primär auf transnationalen Verflechtungen basieren. Damit leistet er einen wichtigen Beitrag für das Verständnis des komplexen Phänomens von Krise und Stabilität sozialistischer Regime. Sein differenziertes Bild des Verhältnisses von Parteiführung und Bevölkerung in beiden Ländern bietet so auch eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen.

Köln

Sebastian Lambertz

*Palonkorpi, Riikka: Věda s lidskou tváří. Činnost československých vědců Františka Šormy a Otto Wichterleho během studené války [Wissenschaft mit menschlichem Antlitz. Die Tätigkeit der tschechoslowakischen Wissenschaftler František Šorm und Otto Wichterle im Kalten Krieg].*

Academia, Praha 2017, 350 S., ISBN 978-80-200-2632-3.

Bei der Publikation der finnischen Autorin Riikka Palonkorpi handelt es sich um die Übersetzung ihrer auf Englisch verfassten Dissertation, die sie 2012 an der Universität Tampere verteidigt hat.<sup>1</sup> Anhand von Porträts zweier bedeutender tschechischer Wissenschaftler, der Chemiker František Šorm (1913-1980) und Otto Wichterle (1913-1998), analysiert sie einerseits die Stellung von Wissenschaft und Wissenschaftlern in der volksdemokratischen und dann sozialistischen Tschechoslowakei. Andererseits untersucht sie die tschechoslowakische Wissenschaft im Kontext der bipolaren Weltordnung, wobei sie dem Technologietransfer zwischen den Blöcken –

<sup>1</sup> *Nisonen-Trnka, Riikka: Science With a Human Face: The Activity of the Czechoslovak Scientists František Šorm and Otto Wichterle During the Cold War. Tampere 2012 (Acta Universitatis Tamperensis 1729).*

und hier dem Transfer von Ost nach West – besondere Aufmerksamkeit widmet. Als Beispiel dafür dient ihr das von Wichterle entwickelte Verfahren zur Herstellung weicher Kontaktlinsen.

Die Studie gliedert sich in drei chronologisch angelegte Hauptteile. Im ersten Teil mit dem Titel „Zwischen Dogmatismus und Optimismus“ skizziert Palonkorpi zuerst die Karrieren beider Wissenschaftler vor der kommunistischen Machtübernahme von 1948 und konzentriert sich auf die Gründung der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften (Československá akademie věd, ČSAV) 1952. Diese bildete die zentrale Institution des tschechoslowakischen Forschungssystems, in der sowohl František Šorm (von 1962 bis 1969 als Vorsitzender) als auch Otto Wichterle tätig waren, wobei letzterer bis 1958 vor allem an der Chemisch-technologischen Hochschule (Vysoká škola chemicko-technologická) arbeitete. Als roter Faden ziehen sich die internationalen Wissenschaftsbeziehungen durch das Buch, wobei es im ersten Teil vor allem um deren Wiederaufleben nach 1956 geht. Gerade hier zeigen sich die Vorzüge der gewählten Perspektive, denn Palonkorpi kann anekdotische Berichte wie den über Wichterles Teilnahme an einer Konferenz im israelischen Rechovot relativieren. Während die ältere tschechische Forschungsliteratur dazu neigte, der Erzählung Wichterles, diese Reise habe das Ende der Abkapselung der Tschechoslowakei bedeutet, vorbehaltlos zu folgen, ordnet die Autorin das Geschehen in den globalen Kontext ein. So argumentiert sie, dass die neuen Möglichkeiten der ČSAV, über die Blockgrenzen hinweg zu kooperieren, auch weltpolitische Gründe hatten. Zugleich aber betont sie, dass die Konferenz in Israel für Wichterle die Gelegenheit war, sich in der internationalen Wissenschaftscommunity zu etablieren. Damit begann eine Epoche, in der die politische Führung in Prag für die Durchführung internationaler Konferenzen in der Tschechoslowakei gewonnen werden konnte, die ja auch Valuta ins Land brachten.

Im ersten Teil ihrer Arbeit beschäftigt sich Palonkorpi auch mit Wichterles Wechsel an die ČSAV und dem Aufbau des Instituts für makromolekulare Chemie der ČSAV (Ústav makromolekulární chemie ČSAV) Ende der 1950er Jahre. Sie erinnert daran, dass die Akademie politisch unbequemen Wissenschaftlern Zuflucht bot, übersieht dabei allerdings, dass das erst für die zweite Hälfte der 1950er Jahre galt. In der Gründungszeit der ČSAV beließ man als „politisch unzuverlässig“ eingeschätzte Wissenschaftler eher an den Universitäten und Hochschulen, wo die Bedingungen für eigene Forschungen schlecht waren – wie die Fälle von František Patočka, Bohumil Sekla oder Karel Hrubý zeigen.

Im zweiten Teil des Buches geht es um den „Prager Frühling der Wissenschaften“. Zentral sind wiederum die internationalen Wissenschaftsbeziehungen, wobei auch der sich verändernde Blick auf die in den 1950er Jahren kritikfrei zum Vorbild erhobene sowjetische Wissenschaft thematisiert wird. Hier stellt Palonkorpi zunächst die Diskussion um die sogenannte wissenschaftlich-technische Revolution als Rahmenbedingung für Forschung vor, dann wendet sie sich der bereits erwähnten Entwicklung der weichen Kontaktlinsen als Beispiel für einen erfolgreichen Technologietransfer von Ost nach West zu. Ausführlich geht sie zudem darauf ein, wie sich Šorm und Wichterle im turbulenten Jahr 1968 positionierten, und hebt Wichterles außerordentliche Aktivität in der Reformpolitik hervor.

Der dritte Teil der Studie widmet sich der Zeit nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen im August 1968, der die Wissenschaftslandschaft der Tschechoslowakei komplett veränderte. František Šorm als bisheriger Vorsitzender der ČSAV, Mitglied des ZK der KSČ und Direktor des angesehenen Instituts für organische Chemie und Biochemie der ČSAV, der es ablehnte, die Okkupation als Hilfemaßnahme gegen eine Kontrarevolution zu billigen, war viel stärker von Sanktionen betroffen als Wichterle. Doch auch dieser, der kein Parteimitglied war, wurde aus seinem Amt als Direktor des Instituts für makromolekulare Chemie der ČSAV entlassen. An seine Stelle rückte der politisch loyale, aber fachlich schwache Karel Friml, der zugleich Generalsekretär der ČSAV wurde.

Für die 1970er und 1980er Jahre hat Palonkorpi auch Materialien der Staatssicherheit (Státní bezpečnost, StB) ausgewertet, die Šorm wie Wichterle beobachtete. Beide litten unter der massiven Einschränkung ihrer Kontakte zur westlichen wissenschaftlichen Community, wollten aber nicht emigrieren und engagierten sich auch nicht in der Opposition. Während Šorm die zögerlichen positiven Veränderungen in der Wissenschaftspolitik der 1980er-Jahre nicht mehr erlebte, zeichnete sich für Wichterle in dieser Zeit, in der die politische Führung wieder verstärkt nach wissenschaftlichen Lösungen für die sich verschärfende Wirtschaftskrise suchte, eine Verbesserung seiner Lage ab. Dieser Teil von Palonkorpi Arbeit leistet auch einen Beitrag zur aktuellen Debatte um die "Normalisierung", kann sie doch zeigen, dass das Regime sich gezwungen sah, mit einem Nichtparteimitglied, das zudem eine „unerwünschte Klassenherkunft“ mitbrachte, zu verhandeln. Palonkorpi betont aber zu Recht, dass Wichterle aufgrund seiner überragenden fachlichen Qualitäten eine Sonderstellung zukam. Er beteiligte sich noch aktiv an den Geschehnissen des November 1989 und wurde dann der letzte Vorsitzende der ČSAV bis zu deren Auflösung im Zuge der Staatsteilung Ende 1992.

Was Palonkorpi Buch besonders lesenswert macht, ist die Einbettung der tschechoslowakischen Entwicklung in einen breiteren internationalen Zusammenhang. Dass die Autorin hier viel mit Studien zur sowjetischen Geschichte arbeitet, die von der tschechischen Historiografie bislang kaum rezipiert wurden, führt zu einem neuen Blick und legt bisher nicht reflektierte Zusammenhänge und Parallelen offen. Indessen überrascht es, wie wenig sich Palonkorpi mit den Parallelen und Unterschieden zu anderen Ländern des sowjetischen Einflussbereichs befasst, insbesondere mit der DDR und Polen, obwohl sie mit deutscher Literatur wie etwa dem Buch von Jens Niederhut über ostdeutsche Wissenschaftskontakte in den Westen arbeitet.<sup>2</sup>

Einige Fragezeichen hinterlassen auch die biografischen Teile der Arbeit. Palonkorpi hatte hier eine schwierige Aufgabe, denn insbesondere im Falle Šorms ist kaum persönliches Material zugänglich. Šorm bemühte sich nie um Bekanntheit, verfasste keine Memoiren, sein Nachlass im Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik (Masarykův ústav a Archiv AV ČR, v. v. i.) dokumentiert fast ausschließlich seine öffentliche Tätigkeit, enthält ein Minimum an persönlichen

---

<sup>2</sup> Niederhut, Jens: Wissenschaftsaustausch im Kalten Krieg. Die ostdeutschen Wissenschaftler und der Westen. Wien 2007.

Schriftstücken und keine nennenswerte private Korrespondenz. Zudem konnte die Autorin noch nicht auf die Erinnerungen von Šorms Sekretariatsleiter Miroslav Šmidák zugreifen, die besonders zu den Ereignissen von 1968/69 zahlreiche interessante Informationen enthalten.<sup>3</sup> Als Palonkorpi ihre Recherchen durchführte, war zudem das Archivmaterial des Instituts für organische Chemie und Biochemie der ČSAV noch nicht erschlossen und es existierte keine Geschichte dieses Instituts. Hier hätte die tschechische Übersetzung, die dem englischen Original nach fünf Jahren folgt, ergänzt werden können.<sup>4</sup>

Auch im Fall Wichterles hatte die Autorin mit Quellenproblemen zu kämpfen, wenn auch in einem etwas anderen Sinn: Im Gegensatz zu Šorm verfasste Wichterle nämlich sehr ansprechende Memoiren,<sup>5</sup> und deren Perspektive übernimmt Palonkorpi stellenweise allzu unkritisch. Wichterle hat sorgfältig an seinem Image gearbeitet und Palonkorpi gelingt es nicht immer, dies zu reflektieren.

Fraglich bleibt meiner Meinung nach auch, ob das Tandem Šorm-Wichterle das optimale Untersuchungsobjekt für die Wandlungen der Position bildet, die der Wissenschaft in der tschechoslowakischen Gesellschaft zwischen den 1950er und den 1980er Jahren zukam. Erschließt sich in den beiden Persönlichkeiten das Spektrum der Zeit, oder droht doch eine Reduktion auf die Unterschiede zwischen dem Kommunisten und späteren ZK-Mitglied Šorm und dem Nichtparteimitglied Wichterle? Auch schenkt Palonkorpi anderen Aspekten wie den Arbeitsstilen ihrer beiden Protagonisten wenig Aufmerksamkeit: Während Šorm vor allem auf Teamarbeit setzte, war Wichterle der vielleicht letzte individualistische Erfinder. Dessen ungeachtet überwiegen die Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten: Beide waren Chemiker, ordentliche Mitglieder der ČSAV und Leiter akademischer Institute, beide also privilegierte Wissenschaftler, die ins Ausland reisen konnten und deren Position aus Sicht des Herrschaftszentrums durch die praktische Anwendbarkeit ihrer Forschungsergebnisse untermauert wurde. Während sich Šorm und Wichterle deutlich in ihren Reaktionen auf die Reformprozesse von 1968 unterschieden, näherten sich ihre Standpunkte während der Normalisierung wieder an. Die beiden Männer scheinen sich also zu nahe zu stehen, als dass man von zwei völlig unterschiedlichen Strategien zur Durchsetzung von Konzepten der Wissenschaft sprechen könnte.

---

<sup>3</sup> Šmidák, Miroslav: *Institucionální vývoj Československé akademie věd v letech 1960-1969 očima jednoho z přímých aktérů* [Die institutionelle Entwicklung der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1960-1969 aus der Sicht eines unmittelbaren Akteurs]. Praha 2011.

<sup>4</sup> Franc, Martin et al.: *Dějiny Ústavu organické chemie a biochemie AV ČR* [Die Geschichte des Instituts für organische Chemie und Biochemie der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik]. Praha 2013.

<sup>5</sup> Die Autorin benutzt die tschechische Ausgabe: *Wichterle, Otto: Vzpomínky* [Erinnerungen]. Žďár nad Sázavou 1992 (Im Literaturverzeichnis ist fälschlicherweise Prag als Ort der Publikation angegeben, Mitherausgeber ist allerdings der Evropský kulturní klub mit Sitz in Prag). – Ebenso die englische Ausgabe: *Ders.: Recollections*. Prague 1994 (der Katalog der tschechischen Nationalbibliothek führt als Herausgeber den Evropský kulturní klub an).

Meines Erachtens hinterfragt Palonkorpi ältere Ideen von Kontinuität und Diskontinuität in der Wissenschaft zu wenig, wenn sie Elemente der Kontinuität vorbehaltlos positiv interpretiert und dabei gänzlich außer Acht lässt, dass diese auch eine negative Rolle spielen können, wenn es um die Durchsetzung neuer Ideen und Methoden geht. Allerdings widerlegt sie die oft unreflektierte Annahme, dass das kommunistische Regime für die Wissenschaft ausschließlich verheerend war.

Eine weitere Schwäche des Buches sind die zahlreichen Sach- und Druckfehler, deren Löwenanteil der Übersetzerin und dem nachlässigen Lektorat anzulasten ist. Bereits im Original lässt sich allerdings beispielsweise die unsinnige Behauptung finden, die Tschechoslowakische Akademie der Agrarwissenschaften (Československá akademie zemědělských věd) sei ein Teil der ČSAV gewesen (vgl. S. 26 f.). Auch ist unklar, warum Palonkorpi in ihrem Überblick über die wissenschaftlichen Gesellschaften vor 1945 die Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (Královská česká společnost nauk, vgl. S. 88) mit keinem Wort erwähnt. Die Behauptung, das hauptsächliche Ziel der ČSAV habe in der Verknüpfung von Wissenschaft und Industrie bestanden (S. 88), erscheint mir allzu vereinfachend. Die größten Schäden im Text haben freilich Übersetzung und Lektorat angerichtet. An einigen Stellen ist die Übersetzung sinnentstellend – so heißt es beispielsweise auf S. 83, der Lyssenkoismus sei in der UdSSR erst 1965 definitiv aufgegeben worden, „d.h. nach der Machtübernahme durch Nikita Chruschtschow“ – im Original steht jedoch korrekt, dass dies nach Chruschtschows Sturz geschah. Die Unterzeichner der Petition „2000 Worte“ O. Poupá, J. Brod und B. Sekla waren nicht Physiker, wie es in der Übersetzung auf S. 207 heißt, sondern Ärzte bzw. Mediziner. Ivan Sviták konnte nicht aus der ČSAV ausgeschlossen werden (S. 147), weil er nicht Mitglied war, vielmehr wurde er als wissenschaftlicher Mitarbeiter aus der ČSAV hinausgedrängt bzw. entlassen (im Original: „expelled“). Ebenso überrascht auf S. 223 die Behauptung, dass „direkt aus der ČSAV kein Chemiker in den Westen emigrierte“, aus der Fortsetzung lässt sich dann jedoch schließen, dass hier nur die Rede von jenen Chemikern ist, die ordentliche Mitglieder der ČSAV waren. Dies sind nur einige Beispiele.

Mit Blick darauf, dass das Buch im Verlag Academia erschienen ist, sind die terminologischen Fehler bei der Bezeichnung von Institutionen der ČSAV besonders bedauerlich, die auf fehlerhafte Rückübersetzungen ins Tschechische zurückzuführen sind. So steht für die Generalversammlung der ČSAV beispielsweise „valná hromada ČSAV“ (S. 197) statt richtig „valné shromáždění ČSAV“, die Korrespondierenden Mitglieder werden als „korespondenční členové ČSAV“ (S. 222-223) bezeichnet, statt als „členové korespondenti“ usw. Die KSČ hatte übrigens auch nie ein ZK-Präsidium, sondern ein Büro des ZK (předsednictvo ÚV, bis 1962 politbyro ÚV, vgl. S. 288). Der Academia-Verlag ist bekannt für sein hervorragendes Programm und seine zumeist sehr sorgfältig gestalteten Publikationen; umso weniger kann man verstehen, wie ihm solche Schnitzer unterlaufen konnten. Sie fügen nicht nur der Autorin und der Leserschaft Schaden zu, sondern in erster Linie dem Ruf des wichtigsten Wissenschaftsverlags in Tschechien. Man kann nur hoffen, dass dies das interessierte Publikum nicht von der Lektüre der Studie abhält, die trotz konzeptioneller Schwächen einen sehr inspirierenden Beitrag zur bisher kleinen Zahl von For-

schungsarbeiten leistet, die sich mit der Wissenschaftspolitik und der Stellung der Wissenschaft und der Wissenschaftler in der Tschechoslowakei zwischen 1948 und 1989 befassen.

Prag

Martin Franc

*Schindler-Wisten, Petra: O chalupách a lidech. Chalupářství v českých zemích v období tzv. normalizace a transformace [Über Wochenendhäuser und Menschen. Wochenendhauskultur in Tschechien während der sog. Normalisierung und Transformation].*

Karolinum, Praha 2017, 212 S., ISBN 978-80-246-3613-9.

Es gibt in Tschechien, so das kollektive Selbstbild, wohl kaum eine städtische Familie, die nicht ein Wochenendhaus im Gebirge oder eine Hütte unweit ihres Wohnorts besitzt. Kaum ist die Arbeitswoche zu Ende, sitzen alle in ihren bereits am Vortag vollgepackten Autos, um der Hektik, dem Lärm und den Alltagspflichten der (Groß-)Stadt zu entfliehen und in der Natur zur Ruhe zu kommen, zu werkeln („kutit“), Zeit mit der Familie zu verbringen. Am Sonntagabend geht es dann im Schrittempo in der Autokolonne wieder zurück in die Stadt. Diese alltagskulturelle Praxis, so die Behauptung unter Laien wie Fachleuten, habe sich in der Zeit der sogenannten Normalisierung zu einem Massenphänomen entwickelt, „als Reaktion auf die damalige politische und gesellschaftliche Situation“ (S. 9). Es sei in den 1970er und 1980er Jahren eine Form des Eskapismus in die überschaubare Welt des Privaten gewesen, wo man sich in einer Zeit der Entpolitisierung des öffentlichen Lebens, der Repression gegen Andersdenkende, der Mangel- und Schattenwirtschaft der staatlichen Kontrolle entziehen konnte. Nach 1989, da war man sich sicher, würde die Kultur des „chalupářství“ und „chatařství“ zu einem Randphänomen werden. Dass nicht (nur) das autoritäre Normalisierungsregime zu einer Massenverbreitung der Berghäuser und Blockhütten beigetragen hat und dass das Wochenendhausphänomen nach 1989 auch nicht abebbte, sondern im Gegenteil bisweilen „ghettoartige“ Landschaften hervorbrachte, zeigt die Historikerin Petra Schindler-Wisten in ihrer zwar nicht sonderlich theoretisch fundierten, doch durchaus lesenswerten Oral-History-Studie.

Auf der Grundlage von 32 narrativen Interviews, die Schindler-Wisten und das Team vom Oral History Zentrum in Prag in einem Zeitraum von 13 Jahren mit Wochenendhausbesitzern geführt haben, arbeitet die Autorin die Bedeutung und die Funktionen heraus, die die Häuser für ihre Besitzer in der Vergangenheit hatten und heute haben. Schindler-Wistens Erkenntnisinteresse ist, das legt sie gleich zu Beginn offen, auch von einem erfahrungsbasierten Interesse geleitet, gehört sie doch selbst zur Generation der sogenannten Husák-Kinder, deren im Wochenendhaus verbrachte Kindheit und Jugend in der „Normalisierung“ integraler Bestandteil ihres Alltagslebens war, und die jetzt dort in zweiter oder dritter Generation mit den eigenen Kindern die Wochenenden und Schulferien verbringt. Diese emische Perspektive auf das „chalupářství“ wird von der Autorin kritisch reflektiert, ebenso ihr Zugang zu den befragten Akteurinnen und Akteuren im familiär-vertrauten Feld.



Ihr Interviewmaterial unterzieht sie der notwendigen Quellenkritik, die jede Arbeit mit Interviews einerseits und Erinnerungstexten andererseits verlangt.

Schindler-Wisten interessiert sich also für die „äußeren Bedingungen und inneren Ursachen, die zur Entstehung und Verbreitung des Phänomens des *chalupářství* geführt haben“ (S. 11). Weiter fragt sie danach, inwieweit die Systemtransformation einen Bedeutungs- und Funktionswandel der Wochenendhauskultur mit sich gebracht hat. Damit leistet sie zweierlei: Zum einen zeichnet sie anhand von Forschungsliteratur und schriftlichen Quellen wie der seit 1969 erscheinenden Zeitschrift „*Chatař*“ (Der Hüttenbesitzer) die politischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Kontexte nach, die zur Entwicklung der Wochenendhauskultur geführt haben. Zum anderen rekonstruiert sie die subjektiven Motive und Bedeutungen der Akteur\*innen.

Die Entstehung der Wochenendhauskultur hängt auf das Engste mit den Prozessen der Urbanisierung und Industrialisierung sowie mit dem Aufkommen des Tourismus im 19. Jahrhundert zusammen. Während sich die wohlhabendere Mittelschicht Sommerhäuser (*chalupy*) leisten konnte, haben im Zuge der Trampbewegung Geringverdiener aus sozial schwachen Milieus damit begonnen, einfache Holzhütten (*chaty*) im Umkreis der größeren Städte zu bauen und diese für ihre Erholung zu nutzen. In den 1930er Jahren wurde der Hüttenurlaub zu einem Schichten übergreifenden Massenphänomen.

Schindler-Wisten konzentriert sich in ihrer Untersuchung vor allem auf die Wochenendhäuser in Mittelgebirgsregionen. Die Inbesitznahme der Häuser durch Städter hatte vielfältige Motive: Auf der Akteursebene wuchs die Sehnsucht, der Umweltverschmutzung, dem beengten Wohnraum und dem tristen Arbeitsalltag zumindest kurzzeitig zu entkommen. Zugleich bedeutete ein Wochenendhaus einen Aufstieg in der sozialen Hierarchie. Äußere Bedingungen, die in den 1950er und 1960er Jahren einen regelrechten Wochenendhausboom beförderten, waren der Leerstand vieler Häuser nach der Aussiedlung und Vertreibung der deutschen Bevölkerung einerseits und die Kollektivierung der Landwirtschaft, die eine Abwanderung vor allem der jüngeren Bevölkerung in die Städte zur Folge hatte, andererseits.

Den zweiten Boom erlebten die Wochenendhäuser und -hütten dann im Zuge der Normalisierung, als die Menschen sich angesichts der beschränkten Möglichkeiten zu beruflicher und politischer Entfaltung in die private Sphäre der Familie zurückzogen und der Staat ihr Stillhalten mit Konsumangeboten honorierte. Doch es spielten auch andere, weniger ideologische Gründe eine Rolle bei der rasanten Entwicklung der Wochenendhauskultur: etwa der Mangel an Reisemöglichkeiten und finanziellen Mitteln, ein sinkendes Interesse an organisierten (Betriebs-)Urlaube, der Urbanisierungsschub und mit ihm eine erhöhte Luftverschmutzung, die Verbreitung des Autos und die Verkürzung der Arbeitszeiten, die Möglichkeit, sich bei der Arbeit am Wochenendhaus zu verwirklichen, sich in der Natur und im Kreis seiner Familie vom Alltagsstress zu erholen. Und nicht zuletzt übten auch die Massenmedien – Spielfilme, Zeitschriften und Fernsehserien – einen bedeutenden Einfluss auf das „*chalupářství*“ und „*chatařství*“ aus.

Die Wochenendhauskultur hatte in der Normalisierung nur selten die Funktion

eines politischen oder gar oppositionellen Gegenpols zur offiziellen kommunistischen Ideologie. Im Gegenteil, das Regime tolerierte sie, ja brachte diese Alltagspraxis selbst ein großes Stück weit hervor. Insofern erstaunt es wenig, dass der über Jahrzehnte habitualisierte Lebensstil der Wochenendhausbesitzer nach 1989 nicht verschwunden ist, sondern weiterhin tief verankert in der Alltagskultur blieb. „Man könnte sagen, dass dieser Lebensstil [weiter] vererbt wird“ (S. 132). Die Gründe sind heute ganz ähnliche wie vor der Samtenen Revolution: Umweltverschmutzung, Großstadtheftik, Familien(frei)zeit und die Sehnsucht nach Natur und Erholung und nicht zuletzt danach, kurzzeitig eine andere soziale Rolle einzunehmen. Doch es sind auch neue Motive hinzugekommen, die mit neoliberalen Strukturen, dem Wandel der Arbeitswelt und der Digitalisierung zusammenhängen: steigende Mieten in den Städten, die weder größeren Wohnraum noch teure Reisen erlauben, höhere Anforderungen an die Beschäftigten in der postfordistischen Arbeitswelt, temporärer Rückzug in die Natur als Bestandteil eines urbanen Lebensstils sowie immer mehr Menschen, die als digitale Arbeitsnomaden ganz in die Berge ziehen. Für die ländlichen, strukturschwachen Regionen, die von Arbeitslosigkeit und Abwanderung betroffen sind, resümiert Schindler-Wisten, bedeutet das freilich auch Chancen, wieder belebt zu werden.

Es sind keine überraschenden Erkenntnisse, die Schindler-Wistens überwiegend deskriptive Studie zutage fördert. Man hätte sich eine analytische sowie eine dichtere biografische Einbettung der Wochenendhäsler\*innen gewünscht. Dennoch ist die gut geschriebene Untersuchung ein auch für ein breiteres Publikum lesenswertes und für die Oral History und die Alltagskulturforschung wichtiges (Zeit-)Dokument. Sie ist es auch deshalb, weil es manche der angedeuteten empirischen Befunde – etwa die Bedeutung der Tatsache, dass manche der Objekte früher in deutschem Besitz waren oder den problematischen Strukturwandel des ländlichen Raumes – in zukünftigen Oral-History Forschungen unbedingt weiterzuverfolgen gilt.

München

Marketa Spiritova

*Daniel, Ondřej: Násilím proti „Novému Biedermeieru“. Subkultury a většinová společnost pozdního státního socialismu a postsocialismu [Mit Gewalt gegen das „Neue Biedermeier“. Subkulturen und Mehrheitsgesellschaft im späten Staatssozialismus und Postsozialismus].*

Pistorius & Olšanská, Příbram 2016, 176 S., Abb., ISBN 978-80-87855-90-4.

Die Monografie von Ondřej Daniel geht in Anlehnung an eine Äußerung des früheren „Privatisierungsministers“ Tomáš Ježek der Frage nach, ob und wie Tschechien während des Postsozialismus zu einem Teil des „langweiligen Europa“ wurde (S. 11), zu einem Land, dessen Bürger die Sonntage nach dem Kirchgang sorglos in gepflegten Reihenhäusern verbringen. Der Autor sucht die Antwort dort, wo er den größten Widerstand gegen diese Entwicklung ausmacht: in subkulturellen Gruppen und Bewegungen der 1980er und 1990er Jahre.

Im Zentrum der Studie steht das Verhältnis zwischen (vor allem städtischen) Subkulturen und der Mehrheitsgesellschaft, das Daniel als Spannungsfeld beschreibt,

welches vom Widerstand der einen Seite gegen die bürgerliche Gesellschaft – das „neue Biedermeier“ – und der „moralischen Panik“ der anderen Seite gekennzeichnet sei, die die subkulturellen Aktivitäten in der Gesellschaft auslösten. Dieses Spannungsfeld versucht er durch den Begriff der „Gewalt“ von Gruppen wie Skinheads, Hooligans, antifaschistischer Gruppierungen wie auch Tanz- und Kulturbewegungen gegen die Mehrheitsgesellschaft zu fassen. Die Wahl dieser Analysekategorie wird zwar ausführlich und durchaus überzeugend mit Forschungen zur Rolle der (Abwesenheit von) Gewalt in Staat und Gesellschaft in der Periode des Umbruchs der 1980er und 1990er Jahre begründet. Letztlich bleibt Daniel in seiner Definition aber vage, was seine Argumentation schwächt.

Daniel baut seine Arbeit auf einer enormen Quellenbasis auf. Da er die historische Quellen- und Literaturarbeit (augenzwinkernd als „knižomolská práce“, Bücherwurmarbeit, bezeichnet, S. 14) mit ethnografischer Feldforschung verbindet, kann er aus einem breiten Fundus an Archivmaterial, Presseerzeugnissen, Interviews, Memoiren und eigenen Beobachtungen schöpfen. Dieses Vorgehen ermöglicht es ihm, diverse Facetten der subkulturellen Szenen und ihrer Wahrnehmung in der Gesellschaft zu beleuchten und gegenüberzustellen. So bezieht er Fragen nach der Rolle der Medien in der Beziehung zwischen Subkulturen und Mehrheitsgesellschaft ebenso ein wie die Auseinandersetzung mit westlichen Einflüssen auf tschechische Szenebewegungen.

Ein großer Gewinn, den die Arbeit bringt, besteht sicherlich in dem differenzierten Bild der Subkulturen, das sie zeichnet. Anstatt die verschiedenen Szenen als mehrheitsfeindliche Gruppierungen in einen Topf zu werfen, sieht sich Daniel die Motivationen der Mitglieder, die Dynamiken innerhalb der und zwischen den Gruppen sowie die Prozesse der Politisierung inner- und außerhalb dieser Formationen genau an. Dabei werden insbesondere die Spannungen zwischen der Selbst- und der Fremdbeschreibung einzelner Szenen als politisch oder unpolitisch deutlich. Eben in dieser Bandbreite liegt jedoch auch ein Problem der Studie, geht die Masse doch zu Lasten der analytischen Tiefe. Auf nicht einmal 200 Seiten werden sechs Szenen vorgestellt, da bleibt wenig Raum, ins Detail zu gehen. So erfährt der Leser beispielsweise einiges über westeuropäische Einflüsse und die Rolle von Protest und Provokation in der Black-Metal-Szene. Umgekehrt kommen jedoch die Reaktionen der Gesellschaft auf solche Provokationen zu kurz, sodass ein recht einseitiges Bild der Auseinandersetzung entsteht. Zwar erhebt Daniel keinen Anspruch auf Vollständigkeit und spricht selbst von „Fallsonden“ (S. 143), doch gerade angesichts des umfangreichen Quellenmaterials hätte man sich mancherorts eine intensivere Auseinandersetzung gewünscht.

Daniel bettet seine Arbeit in umfassende theoretische und konzeptionelle Überlegungen ein und problematisiert die eingeführten Periodisierungen seines Untersuchungszeitraums wie auch die Verwendung von Begriffen wie „Kapitalismus“ und „Postsozialismus“. An entscheidenden Stellen fehlt es jedoch an Klarheit: Beispielsweise bleibt der Leser auch nach dem konzisen Überblick über die Forschung zu Subkulturen mit der Frage zurück, wer eigentlich über den Begriff bestimmt: Handelt es sich hier um eine Selbst- oder eine Fremdzuschreibung? Und wenn all die hier präsentierten Gruppen den Subkulturen zuzurechnen sind, wodurch zeichnet

sich dann eigentlich die Mehrheitsgesellschaft aus? Kurzum: Was macht die Subkultur zur Subkultur?

Auch das Konzept des „Neuen Biedermeier“, mit dem Daniel die zunehmend auf das Privatleben hin orientierte Mehrheitsgesellschaft als Gegenpol bezeichnet, an dem sich die Subkulturen abarbeiten, ist nicht ganz unproblematisch: So einprägsam der von ihm eingeführte Begriff ist, im Gebrauch schwingen doch immer normative Wertungen mit, mitunter erscheint er eher als Quellen- denn als Forschungsbegriff.

Und schließlich wirft auch der Begriff der Gewalt die Frage auf, ob diese Kategorie wirklich die ideale Herangehensweise an eine Untersuchung subkultureller Aktivitäten darstellt. Denn einerseits klingt auch hier wieder eine Wertung an, andererseits wird nicht immer deutlich, wie das Verhältnis zu physischer oder verbaler Gewalt bei einzelnen Gruppen aussieht; das trifft beispielsweise auf die im letzten Kapitel besprochenen Tanzszenen zu.

Ogleich in Ondřej Daniels Studie einige Fragen offenbleiben, handelt es sich um ein informatives und anregendes Buch. Besonders innovativ ist die Berücksichtigung von Brüchen und Kontinuitäten, die sich aus der Systemtransformation um 1989 für subkulturelle Bewegungen ergeben haben. Das Bändchen liest sich kurzweilig und mit Gewinn und macht neugierig auf tiefergehende Forschungen zum Thema. Denn eines steht nach der Lektüre fest: Von einem „langweiligen Europa“ kann man im Fall der tschechischen Gesellschaft sicher nicht sprechen.

München

Judith Brehmer

*Příbáň, Jiří: The Defence of Constitutionalism: The Czech Question in Post-National Europe.*

Karolinum Press, Prague 2017, 310 S., ISBN 978-80-246-3423-4.

It is customary in constitutionally labile countries to number their republics. France, Venezuela and the Philippines are on their fifth, Nigeria and Ghana on their fourth, Greece, Portugal and Armenia on their third. In the Czech(oslovak) case, counting usually stops at the second, in 1938-39, and there is less of a tendency to resume the tally after the Second World War, although in 2018 Czech Television ran a ten-part documentary series on the ‘Third Republic’ of 1945-48 and Petr Janoch published a historical novel, “Třetí republika: Příběh mezi dvěma světy“ (The Third Republic: A Story between Two Worlds), so it may be coming into fashion. It can be hard to specify cutoff dates, but we could hazard that a fourth republic existed from 1948 to 1989. A fifth has been in place since 1990, despite the end of federation with Slovakia, because the Czech Republic has been governed all along on largely the same terms, with power vested in a prime minister and cabinet answering to a multiparty legislature. The question arises of whether the country has been shifting since 2013 to a sixth republic, owing to the introduction of direct presidential elections and the rise of ‘movement’ parties, such as Tomio Okamura’s Freedom and Direct Democracy and Andrej Babiš’s Action of Dissatisfied Citizens (ANO 2011, not to be confused with the Second Republic’s ANO, “Akce národní obrody”, or National Revival Action). Even if Czech political scientists hold that the new way of choosing the head of state has not yet caused a wholesale shift from a parliamentary to a semi-

presidential system, the next republic may be dawning in “spirit”, as officeholders display a more cavalier attitude to norms written and unwritten.

The fate of constitutional, representative government is the subject of these collected essays by Jiří Příbáň, who has become one of the Czech Republic’s most prominent public intellectuals while holding a chair at Cardiff University’s School of Law and Politics. From that Welsh perch he can view Czech developments in their European, global and historical context; as he has said elsewhere of his writing, it always starts with the general and makes its way to the specific. Like the seminal texts by Tomáš Masaryk, “Česká otázka” (The Czech Question) and “Naše nynější krize” (Our Current Crisis) to which the book’s subtitle and many of the essays allude, these reflections see the Czech predicament as indicative of larger and longer trends. Most of the chapters have an analytical dimension, reflecting the author’s academic position and grounding in sociology and jurisprudence, but given their origin as columns in the newspaper *Právo’s* Salon supplement in 2006-2014, they are also works of advocacy: Příbáň wants to convince his readers that representative democracy is still the superior form of government, despite its flaws in practice. Like Masaryk’s books – which originated as contributions to the journal “*Naše doba*” – and Karel Čapek’s interwar pieces for “*Přítomnost*” and “*Lidové noviny*”, Příbáň’s essays appeal for political realism but not *Realpolitik*, for pragmatism but not opportunism, for a sense of home but not idolatry of homeland. It is a message designed to have meaning beyond Czech borders, which is why it is right that it be available to a wider audience in Stuart Hoskins’ smooth translation.

Today’s Czech ‘question’ or ‘crisis’ is nested not in the issues of political theology that exercised Masaryk, but in concurrent and concentric civilizational and planetary challenges, such as the global financial crunch of 2008, a changing climate, demographic anxieties, and lapses of confidence in European institutions and practices. Příbáň includes chapters on Greece and Wales, which poignantly impress on Czechs the situation at opposite ends of Europe, where the landscapes are beautiful but living standards fall below the EU average and below that of the Czech Republic to boot.

The book’s first section brings to mind another of Masaryk’s works, his lecture on ‘Problem of Small Nations in the European Crisis’, delivered in London in October 1915 when he, like Příbáň, was a professor at a British university. Masaryk placed the world war in a larger process of the disintegration of old empires and integration into a new kind of European organization, of a striving both for self-government and for supranational unions – a process that Příbáň says is captured today in Roland Robertson’s idea of ‘glocalization’. Even as smaller nations freed themselves, Masaryk foresaw that their new sovereignty would always be relative, hemmed by a growing interdependence that required even the great powers to forge alliances. Příbáň has no appetite for the shared European identity favored by Jürgen Habermas, nor for the petty Euroscepticism of Václav Klaus. While clearly wanting the European Union to endure and for the Czech Republic to stay in it, Příbáň inclines to a liberal inter-governmentalism that would rely on subsidiarity, parties and interest groups, and input from national institutions suffering less (at least somewhat) from a democratic deficit.

Like Masaryk and Čapek, Příbáň does not conceal the ambivalence that constitutional government engenders even in its defenders. He wants politics to rest on traditional contestation between political parties battling rigorously over ideas while remaining civil in their manners. Experts should play a part in public policy, but they should not displace men and women who can practice politics as its own vocation; he is troubled by an apparent Czech fondness for ‘caretaker’ cabinets unmoored from electoral competition. (The shift from the First to the Second Republic entailed a similar recourse to rule by specialists under Rudolf Beran, who, like Andrej Babiš, had started out in agro-business with a flair for fertilizer.) Democratic politics should be calm, not a carnival, but not so calm as to cool to a fatal ‘room temperature’, and it should safeguard itself by proudly subscribing to the tradition of ‘militant democracy’, as exemplified by the Supreme Administrative Court’s decision in 2010 to ban the extremist Workers Party. The trick is to defend with panache a type of politics that abjures the cheap stunts of plebiscitary populism and extremism, that commends the delayed gratification of political slow food over the sugary doughnuts handed out to voters in metro stations. Příbáň accomplishes this feat in part by enlisting the authority of his erudition and academic discipline, as Masaryk did, and he adeptly applies the sociology of Niklas Luhmann in particular. Among the philosophers, he musters Tocqueville, Hume and Rorty against Rousseau and Schmitt. These chapters, however, show him equally at ease with literature, film and painting, the classics and contemporaries (he is also the author of the engrossing „Pictures of Czech Postmodernism“). The quotations and allusions that pepper his writing are not adornments, but an indispensable emotional agent, infusing the abstract virtues of democracy and constitutionalism with the warmth of human creativity, wit, and pathos. In an age when it is hard to move a jaded public with rational exposition, the success of an anti-populist vision may depend on civic-minded affect.

One topic that this book does not touch on very much is the judiciary. This may be surprising, given Příbáň’s expertise, but it reflects the relatively good condition of that branch of the Czech state, especially when compared to Poland, where the courts have been the front line of the Law and Justice Party’s attempted shift to a fourth republic, or to interwar Czechoslovakia, where the legal elite too readily collaborated with the Second Republic. When Příbáň was composing the essays gathered in this book, he was offered a place on the Constitutional Court. For many understandable reasons, he turned it down. As hinted by Petr Pithart in his foreword to this book, there is hope that someday Příbáň will leave his island home (there are many references here to Shakespeare’s “*Tempest*”) and return to participate directly in Czech public affairs. For now, he follows the line from Turgenev’s “*Rudin*”, fondly quoted by Masaryk, that ‘a good word is also a deed’.

Des Moines

Kieran Williams